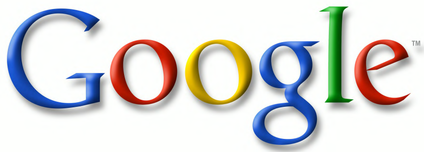


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

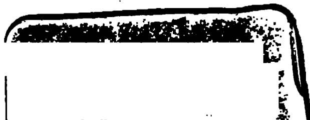
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

141. b.
248.

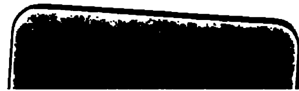
Misc Thesis



600106048P




600106048P





Wo ist Babel?

Sendschreiben

an

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Von

Dr. Aug. Ebrard,
ordentl. Prof. der ref. Theologie zu Erlangen.



Leipzig 1852.
Gebhardt und Reisland.

141. b. 248.



Uebersicht des Inhalts.

Seite.

nisch fragen: „Wie? dieser will nun den Frommen spielen, und wir wissen, daß er so und so gelebt (oder geschrieben) hat! Dieser will die Heiligkeit der christlichen Ehe empfehlen, die er früher gehöhnt und untergraben hat?“ Wenn der Jünger, der seinen Herrn dreimal verleugnet hatte, wenige Wochen darauf den Juden hat vorwerfen dürfen: „Ihr aber verleugnetet den Heiligen und Gerechten“ — so darf auch ein bekehrter Sünder alsbald nach seiner Bekehrung von den Sünden abmahnen, welche er kurz zuvor noch selbst begangen hat.

Ich würde diesen Grundsatz herzlich gern auch auf Sie, Frau Gräfin, anwenden — wenn eine Anwendung hier möglich wäre! Glauben Sie nicht, daß in Ihrem Uebertritt zur römischen Kirche das Hinderniß liege. Ich kann mir gar wohl denken, daß ein Mensch, welcher als Glied der evangelischen Kirche in Unglauben und Sünden dahingelebt hat, durch Diener der römischen Kirche und darum auf römische Weise bekehrt, aber doch wirklich bekehrt wird, und nun durch Dankbarkeit und Sympathie sich zu dem Werkzeug seiner Rettung hingezogen fühlt. Ich kann mir mit Einem Worte innerhalb der römischen Kirche wahres Christenthum denken, ein solches, wie das Christenthum des Fenelon, der Galizin u. a. gewesen ist; eine Hinwendung der Seele zu ihrem Heilande.

Aber eine solche Bekehrung wird sich auch durch ihre Früchte offenbaren. Vor allem durch Kennzeichen jener tiefen, ernsten Buße, welche die früherbegangenen Greuel nicht beschönigt und entschuldigt, auch nicht Anderen in die Schuhe schiebt, auch nicht betet: „Ich danke Dir Gott, daß ich aus einem Zöllner ein Pharisäer geworden; denn diese Zöllner waren an meinen Sünden Schuld“; sondern welche vielmehr betet: „Gott sei mir Sünder gnädig! Ich, ich habe gesündigt und Unrecht vor Dir gethan. Ich bins.“ Wahre Bekehrung wird sich sodann darin zeigen, daß man nicht etwa blos die eine Sünde gegen eine andere (z. B. Befleckung der Phantasie durch Wollust gegen Befleckung des Mundes mit Lüge) vertauscht; denn ein solches Taumeln aus einer Sünde in die andere ist nicht Bekehrung, sondern bloße — Ermüdung.

Wie es nun mit der Wahrheitsliebe bei Ihnen bestellt sei, werden wir später zu sehen reichliche Gelegenheit haben. Wie es

aber mit Ihrer Buße bestellt sei, das hat der Geist, der in Ihnen ist, Sie getrieben, S. 154 Ihrer Schrift „aus Jerusalem!" (da unser Herr gekreuziget ist Offenbar. 11, 8) nur allzu offen auszusprechen. Sie reden da von Ihrer früheren „Unruhe", Ihren „abentheuerlichen Projekten", Ihrer „Zerfahrenheit und Verblasenheit", und fahren dann im Plural der Majestät fort: „Dieß war durchaus nicht unsre Schuld, sondern die natürliche Consequenz des „Abfalls von der Kirche!" (womit Sie dem Contexte nach den Abfall der protestantischen Kirche vom römischen Stuhle meinen). Nur daß Sie nicht früher schon, nicht „beharrlicher und eifriger nach einem Haltpunkt gesucht, war eine „Schuld gegen meine arme ungewisse Seele!"

Wie mild Sie sich doch Ihre Sünden selbst zu vergeben wissen! Also die protestantische Kirche trägt die Schuld derselben. Nein, das ist nicht Buße, nicht Bekehrung. Hat Ihnen die protestantische Kirche gelehrt, durch buhlerische Schriften Ihre eigene Phantasie sowie die Ihrer Leser zu beflecken, und die Begierden der letzteren zu Ehebruch und Fleischeslust zu reizen?! „Zerfahrenheit und Verblasenheit", „Unruhe" und „abentheuerliche Projekte". — mit diesen zarten Namen nennt kein Bekehrter solche scandalöse Bücher, wie Sie sie veröffentlicht haben. Oder finden Sie diesen Ausdruck zu hart, Frau Gräfin? Nennen Sie ihn „plebejisch", nennen Sie ihn „protestantisch"; Sie schlüpfen damit am sichersten darunter hinweg. Aber besinnen Sie sich gefälligst nebenbei auf Requisite, welche einem Buche ein Anrecht auf den Titel eines scandalösen Buches geben können! Ein erstes Requisit wird jedenfalls dies sein, daß das Buch sich in jenen Kreisen der Gesellschaft bewege, wo es für „langweilig" gilt, „stets zu den Füßen oder in den Armen einer und derselben Frau zu liegen", und für „besonders langweilig, wenn diese Frau die eigene ist"; in jenen Kreisen der Gesellschaft, wo, bei aller äußerlichen Noblesse des, aus lauter Grafen und Gräfinnen, Baronen und Baronessen bestehenden Personals, die gepriesenste Hauptheldin des Romans doch die unergründliche Gemeinheit haben kann, ihrem in frechem Ehebruch lebenden Gemahl zu sagen: „Wie Eheleute mit einander „leben wollen, das haben sie unter sich abzumachen, und niemand „hat danach zu fragen; allein der äußere Anstand muß vor

„fremden Augen beobachtet werden.“ Ein zweites Requisit für ein skandalöses Buch wird dies sein, daß heilige Namen edler Dinge ohne Scheu auf abscheuliche Verhältnisse angewendet werden, daß z. B. zwischen einem jungen Menschen, welcher mit der Gattin eines abwesenden Mannes buhlt, sich eine „Scene der Häuslichkeit“ entwickelt und in den malerischsten gemüthlichsten Farben entwickelt wird. Ueberhaupt muß das Laster geschminkt werden, daß es so liebenswürdig erscheine wie die Tugend. Das Erwachen ehebrecherischer Liebe zu einer verheiratheten Frau muß in eine Gluth der Naturschilderung und in einen Duft von Rosen und Rösenpomade gehüllt werden, daß es sich von der poetischen Schilderung der keuschesten ersten Liebe nicht unterscheiden läßt. Es muß den Hurern und Ehebrechern bei ihrem Sodomstreiben eine Unbefangenheit geliehen werden, als ob es entweder kein Gewissen gäbe, oder solche Lasterthaten ganz erlaubt und in der Ordnung wären. Ein Gymnasiast, nachdem er sich in fleischlicher Unzucht mit einer Ehefrau vergangen hat, darf, wenn er einige Monate später als Student in Heidelberg eine neue Liebschaft gleich lasterhafter Art mit einem Gärtnermädchen beginnt, vom Autor ein „unverdorbener Mann“ genannt werden, damit die neue Liebschaft doch ebenfalls wieder in reizendem Lichte erscheine! Ein drittes Requisit eines scandalösen Buches ist dies, daß alle diese sentimental und ideal beginnenden Liebeshistorien möglichst rasch bis zu dem eigentlichen Ziel — der nackten scheuslichen Cochonerie — geführt werden, welche letztere dann durch einen Mischmasch von Zweideutigkeiten, Aposiopesen und Euphemismen recht kitzelnd und pikant gemacht werden müssen. Dazwischen aber muß doch viertens bei dem Leser der Wahn erhalten werden, daß er sammt dem Autor ein überaus tugendhafter Mensch sei. So wird etwa einmal geklagt über die Seltenheit der Jugend „bei jungen Männern,“ und „daß ein wirklich junger Mann“, bei dem „die Kraft, leben zu „wollen, mit der Fähigkeit, es zu können, Hand in Hand geht“, ein „Mirakel in unsrem Jahrhundert sei.“ Allein solche moralisirende Bemerkungen dürfen nicht eingegeben sein von einem sittlichen Gefühl, sondern mit ihnen darf der Autor sich nur das Recht erkaufen zu der Satansfreude, nun auch diesen jungen Mann verdorben werden zu lassen in Grund und Boden. Fünftens, und

das ist eine Hauptsache, fünftens muß auch das Heiligste entehrt werden zum Dienst und Zierrath des Lasters. Wer das so recht versteht, der wird z. B. die Hallen des Kölner Domes zum Schauplatz wählen, wo ein „schöner Mann" eine ihm fast unbekannte „schöne Frau" mit einem buhlerischen Kusse überfällt; einen Menschen, der ein unschuldig Mädchen verführt und entehrt hat, wird er nicht nur in allem Ernste reflektiren lassen, wie gut es sei, so jung Vater zu werden, um seine Kinder lange genießen zu können; sondern der raffinirte Autor wird dieser Reflexion auch noch die fromme Phrase beifügen, daß „jedoch das Glück in einer andern „Hand ruhe, als der des Menschen"; ja er wird den Lüstling „andächtig" sein Kind betrachten lassen. Sechstens endlich:

wo sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch! Sechstens wird auch noch ein Tugendideal erhabenster und enthaltsamster Weiblichkeit, mit einem Wort eine „Vinzenze" aufzustellen sein, welche es zur Cochonerie nicht kommen läßt, welche als Gemahlin eines angesehenen und würdigen älteren Mannes blos die Courmachereien eines jungen Subalternen Jahre lang duldet, mit ihm und nach ihm schmachtet, auf ihrem Todbette noch ihm einen Brief schreibt von der „Kette, die uns verbindet", ihn duzt, ihm schreibt: „Du bist der einzige Gedanke, der meine Ewigkeit aus„füllen wird" — trotz dieser kleinen Faiblesse aber gar nicht etwa als grauvolle Ehebrecherin dasteht, die mit einem Wort des Greuels vor Gott in ihr Gericht dahinfahre, sondern als „die ein„zige, die stark und selbständig einen Entschluß faßt", als höchstes Tugendideal, als ein übermenschliches Wesen, dessen Erhabenheit nicht genug geschildert werden kann. — Das wären etwa die Requisite eines scandalösen Buches.

Ihnen, Frau Gräfin, brauche ich nicht erst zu sagen, was ich meinen Lesern sagen muß: daß es nichts anderes ist, als der Roman: „der Rechte, von Ida Gräfin Hahn", dessen Quintessenz ich hier gegeben, ja! all' diese hier aufgezählten Züge sich neben vielen anderen — in einem einzigen Ihrer frühern Romane, und zwar auf dem kurzen Raum von 23 weitgedruckten Oktavbogen zusammengedrängt finden. Meinen Lesern muß ich aber zu meiner eigenen Ehrenrettung noch dies hinzufügen, daß ich diesen Roman, „den Rechten", (und ich werde wohl den rechten getrof-

„ihr nicht, keine eucharistische Gottesgegenwart (!) keine Sacra„mente (!) keine Diener der Altäre“ (blos Diener des Herrn). „Babylon“ (denn so nennen Sie konstant die evangelische Kirche), „Babylon hat die Sacramente verloren“. (S. 72.) Lassen Sie sich doch den Puls fühlen! . . . .

Wen der Herr vom Aussatz geheilt hat, der soll dafür dankbar sein. Ob aber der richtige Erweis solcher Dankbarkeit darin besteht, daß er nun über diejenigen, welche er seiner Meinung nach für noch nicht geheilte Aussätzige ansieht, mit Scheltworten und Schlägen herfällt? — Sie, Frau Gräfin, noch über und über bedeckt mit den Narben Ihrer eigenen früheren Aussatzgeschwüre, haben nichts Eiligeres zu thun, als die evangelische Kirche mit den neun undankbaren Aussätzigen zu vergleichen, welche ihrem Erlöser (dem Pabste?) den Rücken gekehrt haben. (S. 78.) Namentlich aber nehmen Sie (als eine gelehrte Patristin) es uns (S. 51) sehr übel, daß wir „in den ersten Jahrhunderten der „Kirche Belege für unsre Eintagsweisheit suchen“ — und finden!! „Dermaßen“, fahren Sie fort, „fühlt ihr das Bedürfniß der Au„torität und Tradition“ (o nein, wir freuen uns nur, daß die Kirchenväter gleich uns die Autorität der heiligen Schrift anerkannt und die des römischen Stuhles nicht gekannt haben) „und „doch reißt ihr diese Verbindung“ (mit dem Pabstthum, dem Kinde des Mittelalters, nicht mit der Kirche der Väter) „entzwei, und „geht über in das Lager des Antichrists. Wie Muhameds „Sarg schwebt ihr zwischen Himmel und Erde.“

Der Schöpferin eines Gaston, einer Blanche Sonin, einer Gertrud, einer Tugendheldin Vinzenze, welche die Ewigkeit mit dem Gedanken an ihren Buhlen ausfüllen zu wollen noch sterbend verheißt, steht es besonders wohl an, wenn sie (S. 129) Luthern vorwirft, daß „ein Geist der Finsterniß ihn gelenkt hat“, daß er „im Stande der Todsünde seine Ehe einging“, daß er „die Ehe „der Gemeinheit preisgegeben hat.“

Amüsant werden Sie S. 31: „Ich war widerstandslos gegen „diese Liebe [des fleischgewordenen Wortes], von der ich nichts „gewußt, von der niemand zu mir geredet hatte, da der Prote„stantismus sie nicht kennt (!) und liebelose Altäre und liebeleere „Gotteshäuser hat. Es machte mir einen so immensen Eindruck,

„daß ich, von dem Augenblicke an mit unglaublicher Ehrfurcht, „mit liebender Scheu die Hedwigskirche betrachtete, an ihr vor-„überging, ja an sie dachte! und wenn mein Blick auf eine pro-„testantische Kirche fiel, dachte ich immer ganz mitleidig: O arme „seelenlose Leiche!" — Fühlen Sie denn nicht selbst, Madame, wie unaussprechlich lächerlich sich die Gräfin Hahn-Hahn durch solches Gerede macht?

Sie waren widerstandslos gegen die Liebe, welche Sie anleitete, Ihr Vertrauen auf Mauern und Altäre, auf Priester und Meßgewänder, kurz auf Creaturen statt auf den Herrn zu setzen — Sie waren verführbar gegen solche „Liebe", weil Sie noch nicht wahrhaft Buße gethan hatten für Ihre großen Sünden. Sie haben den Schein der Bekehrung der Sache vorgezogen, Sie haben bei der ersten Regung gewöhnlicher Reue vorschnell nach der nächsten besten, nach der bequemsten Beruhigung gegriffen, bei welcher das Fleisch Fleisch bleiben kann, und sich nur aus einer Katherine Desmond in eine heilige Cäcilia umzumaskiren braucht. Die Hedwigskirche können Sie anschauen und dabei gemüthlich die evangelische Kirche verdammen; würden Sie lieber dem heiligen und barmherzigen Gott in's Auge schauen: Sie würden zuerst sich selber verdammen!

Aber unmittelbar zum Herrn zu nahen, halten Sie ja geradezu für ein Unrecht. (S. 93.) Von ihrer frühern Zeit erzählen Sie mit Nasenrümpfen: „Das armselige winzige Geschöpf fand „eine große Befriedigung darin, einsam vor den allmächtigen „Schöpfer hinzutreten." Das werden schöne Gebete gewesen sein! Aber daß Sie nur überhaupt Ihre damaligen „Gebete" noch als Gebete betrachten mögen, (daß Sie aus deren Nichtigkeit auf die Nichtigkeit eines nicht durch Priester und Heilige vermittelten Gebetes eine Folgerung ziehen) schon das beweist genugsam, daß Sie von wahrer Bekehrung noch nicht eine Ahnung haben.

Zur Bekehrung mangelt Ihnen die Buße, und darum mangelt Ihnen auch die Wahrhaftigkeit. Vielerlei von Demjenigen

was Sie gegen die evangelische Kirche und gegen das Evangelium jetzt sagen, setze ich nicht auf Ihre Rechnung; Sie haben es von Ihren jetzigen Führern und Leitern gehört und gedankenlos nachgeplaudert. Aber bei weitem die meisten Ihrer Anklagen sind von der Art, daß Sie den Ungrund und die Falschheit derselben nothwendig wissen mußten. Hier haben Sie also mit Bewußtsein gefälscht; aber das ist ja nicht selten, daß Vorliebe für Buhlerei und Unreinigkeit in spätern Jahren zur Intriguensucht umspringt.

Sie, die Gräfin Hahn-Hahn, die Schöpferin einer Blanche und eines „unverdorbenen Mannes" Gaston und vieler ähnlicher und wohl noch schlimmerer Creaturen, Sie neu fertig gewordene Heilige erdreisten sich, (S. 18 f.) zu schreiben: „die Häretiker „haben keine Heiligen, und in dem geheimen Bewußtsein der Un„wahrheit ihres Glaubens, den sie nicht an diesen Prüfstein legen „mögen, haben sie überhaupt die Heiligung des Lebens und „die Verehrung der Heiligen beseitigt, beides unter dem Vor„wande, daß dadurch das Blut Christi, welches allein unsere Recht„fertigung bewirke, zu gering angeschlagen werde, und daß dadurch „der Heiland zu kurz käme auf eine für uns unverständliche Weise." Verzeihen Sie, Madame, wenn ich die Stirn, mit der Sie dies schrieben, noch als dieselbe — kecke Stirn (um nicht einen andern Ausdruck zu brauchen) wiedererkenne, mit welcher Sie einst, ohne zu erröthen, jene „Scene der Häuslichkeit" bis zum letzten Ende, dem fleischlichen Ehebruch, ausgemalt haben. Das Gewand, welches Sie jetzt tragen, ist das der h. Cäcilia; aber darinnen steckt noch immer die alte Katherina Desmond. Solche Heilige können wir in der That nicht brauchen! Daß wir bessere Heilige haben und auch verehren, wenn gleich nicht anrufen, werde ich Ihnen später zeigen. Für jetzt haben wir nicht von den Heiligen, sondern von der Heiligung zu reden.

„Die Rechtfertigungslehre der Protestanten" — so schwatzen Sie grundgelehrte Theologin S. 55 — „begnügt sich damit, den „Menschen von den Sünden und den ewigen Strafen der Sünde „wegen der Gerechtigkeit Christi, welche Gott den Gläubigen zurech„net, freizusprechen. Die katholische Kirchenlehre heilt die Wunde „innerlich, welche die Sünde der Seele schlug, die protestantische „legt ihr äußerlich einen Verband auf."

Vor allem muß ich an die Stelle Ihrer verworrenen Phrasen eine klare, präcise Darstellung der römischen und der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung treten lassen.

Nach römischer Lehre vermag der natürliche unwiedergeborene Mensch bereits sich durch rechten Gebrauch seiner natürlichen Kräfte ein Verdienst vor Gott zu erwerben (meritum de congruo), er könne sich nämlich den zu seiner Bekehrung nöthigen Gnadenbeistand verdienen. (Im vorbeigehen erlauben Sie mir die Frage, Frau Gräfin: durch welche Verdienste haben Sie sich die Bekehrungsgnade verdient? Oder ist Ihnen diese Gnade ohne Ihr Verdienst zu Theil geworden, wie einer Protestantin?) Wird er bekehrt, so wird ihm dann nach römischer Lehre nicht etwa die Schuld aller seiner Sünden mit einem Male vergeben, er steht nun nicht schuldfrei vor Gott, er kann nicht rühmen mit dem Apostel Paulus; „Wer will verdammen? Christus ist hier, der gerecht macht?“ darf auch nicht glauben was der Apostel Johannes schreibt: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde“ — sondern zur Rechtfertigung gehören nun erst noch zwei weitere Stücke. Zu dem, was Christus gethan hat, muß erst noch hinzukommen, was „die Kirche“ thut. Daß Christus für ihn gestorben ist, hilft ihm nichts, wenn er nicht erst seine Rechnung mit „der Kirche“ in's Reine gebracht, die nöthigen Beichten gethan, die nöthigen Bußen geleistet hat. Und zum Glauben an Christum müssen erst noch hinzukommen die guten Werke. Thut er viele gute Werke, so wird er überaus gerecht (ex justo fit justior); thut er deren weniger, so wird er nicht so gar gerecht.

Unsere evangelische Kirche trennt nun vor allem zwei Begriffe, welche von der Ihrigen fort und fort vermischt werden. Wir unterscheiden die Stellung des Menschen zu seinem Richter, und die Stellung zu seinem Heiland. Der Richter ist gerecht gegen uns, und wir haben nicht gerecht zu sein gegen ihn (da nicht wir seine Richter sind, sondern er der unsere); wohl aber müssen wir gerecht erfunden werden vor ihm; d. h. er darf keine Schuld an uns finden; sonst muß er uns als der gerechte strafen. Aber sind wir schuldfrei? Ein einziger unter allen, die vom Weibe geboren sind, war es: der Mensch gewordene Sohn Gottes. Er durfte von der Gerechtigkeit des Richters seinen Lohn

fordern, und er hat ihn gefordert und hat ihn erhalten (Phil. 2, 9; Hebr. 2, 9). Er hat also verdient die Herrlichkeit, mit der er gekrönt worden ist. Denn Verdienen heißt doch eben: als gerechten Lohn etwas fordern dürfen. Wie stehts aber mit uns, wenn wir vor dem Auge des Richters erscheinen? Wir, die wir „auf tausend nicht eins antworten können"? Wir, die wir schwerlich besser sind als jener Apostel, der sich den „vornehmsten Sünder" nannte; die wir „Lügner" gescholten werden von dem Apostel Johannes, wenn wir sagen, wir haben keine Sünde; denen das Wort Gottes zuruft: „wer an Einem sündigt, der ist es ganz schuldig"; denen der Psalmist vorbetet: „So du willst Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen?" Wir, deren beste Werke noch unvollkommen sind — wo bleibt unser Verdienst, unser Rechtsanspruch an die Gerechtigkeit des Richters? wo bleibt das Verdienst des natürlichen unbekehrten Menschen, also daß er sprechen dürfte: „Ich habe meine natürlichen Gaben so gut angewendet, daß ich von deiner Gerechtigkeit fordern darf, daß du mir den Gnadenbeistand zu Theil werden lassest, der zu meiner Bekehrung nothwendig ist". Armer Thor, bist du so ein Sünder, daß du noch der Bekehrung bedarfst, wie kannst du Gott mit Forderungen kommen? Bist du so rein und gut, daß du Belohnung dafür von Gott als dem Richter fordern darfst: wozu bedarfst du noch der Belohnung? — Vor Gott als dem Richter hat keiner ein Verdienst; vor dem Richter gibts auch keinen höhern oder niederen Grad von Gerechtigkeit; entweder einer wird rein und schuldfrei erfunden — gut, dann hat er sich die Seligkeit verdient; oder er wird als ein Sünder erfunden — gut, dann kann er von der Gerechtigkeit des Richters nur Verdammniß erwarten. Daß sich aber außer dem Einen Christo keiner die Seligkeit verdienen könne, das sagt der Apostel Paulus Gal. 2, 16: „Durch des Gesetzes Werke wird kein Fleisch gerecht", 3, 10: „denn die mit des Gesetzes Werken umgehen, sind unter dem Fluch", V. 11: „daß aber „Niemand durch das Gesetz gerecht wird, ist offenbar". Röm. 3, 23: „Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollten". So werden wir (Röm. 3, 24) „ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade" (Vgl. Röm. 11, 6).

Vor dem Richter kann der Sünder also nur gerecht d. h. schuldfrei werden, dadurch, daß der Richter das Verdienst des thätigen und leidenden Gehorsams Christi ihm zurechnet (Röm. 4, 5); denn Christus hat für uns das Gesetz erfüllt, für uns die Strafe erlitten, und dadurch genuggethan vor dem Richter. Vor dem Richter haben wir nun gar nichts mehr zu thun; mit ihm haben wir nichts mehr zu schaffen, statt unsrer ist Christus vor ihn getreten als Fürsprecher und Bürge.

Wir haben nur zu sorgen, daß wir zu Christo dem Heiland im rechten Verhältniß stehen, damit seine Bürgschaft und Mittlerschaft eine Bürgschaft auch für uns sei und auch uns angehöre. Denn Christus vertritt nur diejenigen vor dem Richter, welche Reben sind an ihm dem Weinstock, Glieder an ihm dem Haupte, welche nicht mehr sich selbst leben, sondern in welchen er lebt, welche daher auch nichts mehr vor dem Richter gelten wollen als diejenigen, welche sie von Natur und für sich sind, sondern welche nur etwas gelten wollen als die zu Gliedern Christi Wiedergeborenen, die da seiner Person und seines Verdienstes theilhaftig geworden sind. Diese Gesinnung, Frau Gräfin, heißt der Glaube. Es ist die Gesinnung der Demuth, welche mit dem 130. Psalm zu Gott betet:

Willst in's Gericht du gehen
Mit mir, der früh und spät
Gefehlt, wer kann bestehen
Vor dir, du Majestät?
Wie könnt' ich vor dir leben,
Wenn du willst richten mich?
Du aber willst vergeben,
Auf daß man fürchte dich.

Es ist die Gesinnung dessen, welcher (Röm. 6, 3; Kol. 2, 12) mit Christo gekreuzigt und in den Tod begraben ist, d. h. sich und sein ganzes bisheriges natürliches Leben als ein des Todes werthes erkannt und Bankrut gemacht hat, und nun sein ganzes Vertrauen darauf setzt, daß „ich bin Christi, Christus ist mein; wer will uns scheiden?“

Sehen Sie, das ist Glauben an den Heiland. Und in unsrem Verhältniß zum Heiland kann von nichts anderem als

eben vom Glauben, von gläubigem Bauen auf ihn, von gläubigem Hinnehmen seiner unverdienten Gnade die Rede sein. Verdienste vor dem Heiland — das ist an sich das Widersinnigste, was man sich denken oder vielmehr nicht denken kann. Bin ich vor dem Richter als ein Schuldner erfunden, der seine Schulden nicht selbst bezahlen kann und ins Gefängniß wandern sollte, und kommt dann der eigene Sohn des Richters und zahlt für mich und kauft mich los — werde ich dann, wenn ich fortan mich hüte, neue Schulden zu machen und lüderlich zu wirthschaften, zu jenem Sohn oder zu seinem Vater sprechen dürfen: „Das habe ich durch meine „jetzige gute Hauswirthschaft als gerechten Lohn verdient, „daß der Richter mich nicht hat in den Kerker werfen lassen?"

Nein, zwischen uns, die wir kein Verdienst haben, und den Richter tritt der Heiland mit seinem Verdienst, und im Verhältniß zu diesem Heiland können wir nicht als die Verdienenden uns verhalten, sondern nur als die Annehmenden. „So werden wir denn ohne Verdienst „gerecht aus seiner Gnade, die durch Christum Jesum geschehen ist" (Röm. 3, 24). „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde „ohne des Gesetzes Werke, durch den Glauben." (V. 28.) „Ist es aber „aus Gnaden, so ist es nicht aus Verdienst der Werke, sonst würde „Gnade nicht Gnade sein." (Röm. 11, 6.)

Dies ist „die Rechtfertigungslehre der Protestanten," vor allem des Protestanten und Apostels Paulus, welcher gegen jede Rechtfertigung aus Werken und Verdienst so unablässig protestirt, ja welcher (Gal. 1, 8—9) den Fluch ausspricht über jeden, der Evangelium predigen würde anders, als er, und wenn es selbst ein Engel vom Himmel wäre. Sie begreifen, daß wir vor einem Bischof in Mittelitalien oder einer Kirchenversammlung in Tyrol noch lange nicht den Respekt haben, wie vor einem Engel vom Himmel. Wenn also selbst ein Engel vom Himmel kommen und lehren würde: „Der Mensch wird gerecht nicht aus dem Glauben „allein, sondern nur dann, wenn zum Glauben hinzu noch das „Verdienst seiner guten Werke (das meritum de condigno) kommt" — so würden wir ihm antworten: „Du bist verflucht vom Apostel „Paulus. Denn Paulus spricht: So werden wir denn ohne „Verdienst gerecht aus seiner Gnade; ist es aber aus Gnaden, „so ist es nicht aus Verdienst."

Sie werden die Güte haben, Frau Gräfin, mir und aller Welt die Frage zu beantworten: „Werden wir ohne Verdienst gerecht?" — Ja oder nein? —

Und mit dieser Lehre sollen nun wir „Protestanten", unsern Apostel Paulus an der Spitze, „die Heiligung beseitigt haben" —? Wir sollen „der Wunde nur einen äußeren Verband aufgelegt haben", welche von der römischen Kirche „innerlich geheilt wird" —? Sehen Sie zu, daß es sich nicht gerade umgekehrt verhalte!

Was nennen Sie Heiligung? Einzelne Werke, als Fasten, Wallfahrten, Almosen u. a., welche gethan werden in der Absicht, sich dadurch Lohn zu verdienen? Das nenn' ich Taglöhnerarbeit und Knechtessinn; Heiligung aber kann nur hervorgehen aus dem Bewußtsein der Kindschaft, wie der Protestant und Apostel Petrus spricht (I. 1, 13 f.): „Seid nüchtern und „setzet eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch angeboten „wird durch die Offenbarung Jesu Christi, als gehorsame Kinder, „und stellet euch nicht gleichwie früher, da ihr in Unwissenheit nach „den Lüsten lebtet, sondern nach dem, der euch berufen hat und „heiliget, seid auch ihr heilig in allem eurem Wandel!"

Heiligung nennen wir Protestanten, wenn die Seele, nachdem sie in Christo Frieden gefunden, vollen Frieden mit Gott, und befreit ist von jedem Erzittern vor dem Richter — nun in dankbarer Liebe die Füße ihres Retters umfaßt, und spricht:

„Das thatst du für mich; was thu' ich für dich?"

Heiligung nennen wir Protestanten, wenn der Christ nach jeder Sünde, in die er gefallen, von Neuem wieder dem Vater zu Füßen fällt, und ihn um Christi willen um Verzeihung bittet; in erneuerter Buße die begangene Sünde verdammt, in erneutem Glauben das Verdienst Christi und die Gerechtigkeit, die Christus uns erworben, ergreift; wenn der Christ dessen von Neuem gewiß wird, daß er es nicht mit einem Richter, sondern — in Folge der Rechtfertigung aus dem Glauben — mit einem Vater zu thun habe.

„Heiligung" nennen wir dies, weil das Herz nicht denken kann

an die Kreuzespein Christi, durch die wir gerechtfertigt sind, ohne sich zugleich zu sagen: „Daran war auch meine, auch diese Sünde „schuld". Heiligung nennen wir's, weil der Glaube an Christi sühnenden Tod nicht denkbar ist ohne Abscheu vor der Sünde, die Jesum an's Kreuz brachte. Denn an diesem Kreuze sehen wir ja die Sünde nur darum gesühnt, weil sie an demselben gerichtet wurde; der Marterpfahl predigt uns die unerbittliche Gerechtigkeit des Richters nicht minder, als die unergründliche Barmherzigkeit des Vaters. Das Gewissen, indem es beruhigt wird, wird es zugleich aus seinem Schlafe aufgerüttelt.

„Heiligung" nennen wir's, was aus dem Glauben quillt, weil jener Aufblick zum Kreuze, das uns rechtfertigt, nicht möglich ist ohne Regungen des Dankes und der Liebe zum Heiland und der Freudigkeit zu seiner Nachfolge.

So „legen wir der Wunde einen äußern Verband an." Wir packen die Sünde bei der innersten Wurzel. Wir sagen nicht: thu' dies und das, bete einige Rosenkränze, trag' einen Büßerrock, gieb Almosen u. s. w., dann erwirbst du dir ein Verdienst, für das der Richter dich bezahlen muß. Wir sagen: Liebe den Heiland der dich zuerst geliebt hat! Liebe ihn nicht um Lohnes willen, sondern in dankbarer Hingabe deiner ganzen Person an ihn! Der Glaube gräbt der Sünde die Wurzel ab; der Glaube weckt Abscheu vor der Sünde, der Glaube gibt den Frieden in's Herz, da man an Gott gerne denkt, weil man mit ihm nur noch als mit dem Vater und nicht mehr als mit dem Richter oder Lohnzahlmeister zu thun hat; da man also vor seinen Augen wandelt. Der Glaube ist so wenig ohne Heiligung, daß eben der Glaube selber es ist, der uns heiligt, und daß ein Glaube ohne Heiligung gar kein wahrer Glaube ist.

Die Heiligung ist nach evangelischer Lehre das Kennzeichen, woran wir prüfen, ob wir den wahren Glauben haben. Ein alter orthodoxer reformirter Dogmatiker *) schreibt: „Wollen wir prüfen, „ob wir erwählt seien, so müssen wir zuerst nach der Heiligung „fragen. Wer in sich die Gabe der Heiligung spürt, der muß auch

*) Wolleb.

„gerechtfertigt, d. h. mit wahrem Glauben begabt sein, und wer „gerechtfertigt ist, der ist auch erwählt."

So beseitigen wir die Heiligung!

Die Heiligung ist die unausbleibliche Folge und darum das Kennzeichen des wahren, gerecht-machenden Glaubens, und doch ist nicht sie es, die uns gerecht macht, sondern der Glaube allein. Scheint Ihnen das so wunderlich? Eine leuchtende Flamme verbreitet unausbleiblich auch Wärmestrahlen, und an dem Vorhandensein der letzteren kann ich ein wirkliches Feuer von einem gemalten Feuer unterscheiden. Gleichwohl ist es nicht die Wärme, welche das Zimmer hell macht, sondern die Flamme. Wenn ein Ermatteter in heißer Sommergluth aus frischem Quell einen Trunk thut, so ist der Durst gestillt mit einem Male; die weitere Folge aber ist die, daß Kraft und Munterkeit in seine müden Glieder zurückkehrt und er nun rüstig voranschreitet. Gleichwohl ist es nicht die Munterkeit oder Rüstigkeit, welche den Durst stillt, sondern das Wasser. So hat der rechtfertigende Glaube, welcher Christi Verdienst ergreift, die Heiligung zur Folge; gleichwohl ist es nicht die Heiligung, welche uns gerecht macht, sondern der im Glauben erfaßte Christus. Die Heiligung ist ja nicht ein Verhältniß zwischen uns und dem Richter, sondern ein Verhältniß zwischen uns und dem Heiland, zwischen uns und dem Vater, in welchen sich durch die ein für allemal erfolgte Rechtfertigung der Richter verwandelt hat.

Heiligung ist Liebe. Heiligung setzt die Rechtfertigung, die Tilgung aller Schuld und Straffälligkeit, als geschehen voraus. Eine Heiligung, welche vor dem Richter Absolution oder Lohn verdienen wollte, wäre keine Liebe und darum keine Heiligung. Die Wunde würde nicht von innen geheilt, sondern von außen verkleistert; der Altar der Liebe würde in einen Rechen- und Wechseltisch verwandelt, und in die liebeleere Kirche mit ihren liebelosen Altären würde der Geist des Judenthums, der Geist der Werkgerechtigkeit einziehen, welche nothwendig zum Pharisäismus führt. Was dünkt Ihnen, Frau Gräfin?

Sie erdreisten sich (S. 174) zu schreiben: „Außerhalb der „(römischen) Kirche heißt es: Keine Sünde schadet dir, o Mensch. „Die Einen setzen hinzu: Glaube nur an Christi Verdienst. Die „Andern: Denn du bist ein Erwählter und die Sünde ist für dich „keine Sünde. Noch andere: denn die Sünde ist nur eine ver„zeihliche Schwäche der Natur. Vielleicht gibts noch andere, welche „sagen: die Sünde ist eine Tugend. Für Babylons Lügengeist ist „alles möglich."

Das sieht man an Ihnen, Frau Gräfin. Sie, die Sie oft genug die Sünde als Tugend dargestellt haben, mischen in ächt babylonischem Lügengeiste und babylonischer Sprachverwirrung Ausdrücke des Unglaubens mit verdrehten Aussprüchen des evangelischen Glaubens in Einen Brei zusammen. „Deine Sünden sind dir ver„geben" — und „die Sünde schadet dir nichts" — ist das einerlei?! Wissen Sie auch, wen Sie hier lästern? Den Eingebornen des Vaters. Er sprach uns das Wort vor: „Deine Sünden sind dir „vergeben", und Ihm sprechen wir das andere Wort nach: „Gehe „hin und sündige hinfort nicht mehr."

Kein evangelischer Christ hat je gelehrt, daß die Sünde uns nichts schade, weil sie uns vergeben sei. Gerade weil uns die Sünden vergeben sind aus Gnaden, schadet uns muthwilliger Rückfall; denn dadurch betrüben wir den h. Geist, den Geist der Kindschaft, verlieren den Frieden mit Gott, die Freudigkeit des Aufblicks zum Vater; je häufiger und schwerer solche Rückfälle sind, desto schwerer fällt es uns die Vergebung um Christi willen wieder neu zu ergreifen; am Ende leiden wir Schiffbruch am Glauben (1. Tim. 1, 19; 6, 10). Die Sünden, die der Wiedergeborene begeht, begeht er allerdings nicht gegen seinen Richter, (denn mit diesem hat er nichts mehr zu thun) aber er begeht sie gegen seinen Glauben, und das ist noch viel schlimmer; er läuft Gefahr, sich selber aus dem Gnadenstande herauszuwerfen, und dann wehe ihm! Hat sich zuvor durch das gläubige Erfassen Christi der Richter für ihn in einen Vater verwandelt, so verwandelt sich nun durch den Mangel an Heiligung und den Schiffbruch am Glauben der Heiland für ihn in einen Richter. Denn „der Vater richtet", jetzt nach geschehener Versöhnung, „niemanden, sondern „alles Gericht hat er dem Sohn übergeben." (Joh. 5, 22.)

Kein evangelischer Christ, auch kein Anhänger der sogenannten absoluten Prädestinationslehre, hat je gelehrt: „ich bin ein Er„wählter, diese Sünde ist für mich keine Sünde." — Ich erinnere nochmals an jenes Wort des altreformirten Dogmatikers: „Wollen „wir prüfen, ob wir erwählt sein, so müssen wir zuerst nach der „Heiligung fragen."

Glauben Sie wirklich, daß solche Sünden der Verdrehung und Entstellung, wie Sie sie hier begangen haben, — „nichts schaden?" — Es ist möglich, daß Sie das wirklich glauben, Frau Gräfin; man wird Ihnen gesagt haben, das sei keine Sünde, sei keine Entstellung. Wo kommt aber die Heiligung hin, wenn der Mensch nicht mehr sich vor Gottes Gebot verantwortlich weiß, sondern alle sittliche Verantwortlichkeit auf den absolvirenden Priester wälzt, der statt seiner zu prüfen und statt Gott zu entscheiden habe, was gut oder böse sei? Sie wird „beseitigt".

Freilich, Madame, wissen Sie auch geschichtliche Zeugnisse beizubringen, wornach die „katholische Kirche" eine Glorie von Früchten der Heiligung, einen Strahlenkranz von Märtyrern aufzuweisen hat, welcher außer ihr sich nicht finde. Sie erinnern S. 9 ff.) an jene Katakomben zu St. Sebastian in Rom, an jene finstern unterirdischen Gewölbe, wo die Christen der ersten drei Jahrhunderte ihre heimlichen Gottesdienste hielten. „Drinnen Armuth, Niedrigkeit, Verlassenheit neben heiliger „Freude, opferwilliger Hingabe und welterlösender Liebe, draußen „ein Herodes (?) oder die herodianische Römerwelt." Sie sind nicht ohne Gefühl für den Todesmuth, womit jene Christen der ersten drei Jahrhunderte um ihres christlichen Glaubens und Bekenntnisses willen den Martern entgegengingen. „Das ist schön" (sagen Sie S. 13) „so herauszugehen aus dem Glanz und Glück, „der Pracht und Herrlichkeit, der Weisheit und Behaglichkeit der „Welt, in den stillen und dunkeln Katakomben zu verschwinden, „ungesehen, unbewundert, ungeliebt, (?) ungeehrt." Auch ich zähle jene ersten Christen der heiligen katholischen (d. h. allgemeinen)

christlichen Kirche zu, an welche mich der dritte Artikel des apostolischen Bekenntnisses glauben lehrt — so sehr, daß ich, wo solche Früchte fehlen, sehr bedenklich werde, ob ich diese im apostolischen Sinne „katholische" Kirche vor mir habe.

Aber sagen Sie mir doch, Frau Gräfin, wie kommt es nur, daß diese Glorie des Märtyrerthums späterhin so selten geworden ist? Im Mittelalter begegnet sie uns nicht wieder. Höchstens ein Huß stirbt den Flammentod, ein Haufen Waldenser wird den peinlichen Gerichten übergeben; selbst als in Folge der Reformation verschiedene Kirchen entstanden waren, und es hin und wieder Religionskämpfe gab, hat diejenige Kirche, welche Sie die „katholische" nennen, ihr Haupt mit keinem Kranze von Märtyrern geschmückt. Ich sehe mich in Italien, in Spanien um, ich gehe nach Holland, nach Frankreich; ich durchmustere die Zeiten eines Heinrich II. und Karl IX., eines Ludwig XIV.; ich gehe nach England in die Zeiten der blutigen Maria — — wo sind die „Katholiken", die hinausgehen aus Glanz und Glück der Welt um auf dem Scheiterhaufen zu einem Häuflein Asche zusammenzusinken? Wo sind sie?

Doch Sie werden mich ohne Zweifel daran erinnern, daß gerade jene Zeiten einer blutigen Maria, eines Karl IX., eines Alba, eines Ludwig XIV. allerdings reich waren, überreich an Menschen, welche um ihres Glaubens willen Martern erduldeten, gegen welche die Martern der ersten drei Jahrhunderte noch zurückstehen müssen. Sie werden mich an jenen Professor in Toulouse, Jean de Caturce erinnern, welcher darum lebendig verbrannt wurde, weil er am Dreikönigsfeste statt der unzüchtigen Verse Bibelsprüche citirte; oder an jenen königlichen Rath le Berquin, welcher von der „Pracht „und Herrlichkeit der Welt" hinausging, um im finstern Kerker sich die Zunge durchbohren und dann erdrosseln zu lassen; oder an jenen Parlamentsrath Anna du Bourg, welcher vom Kerker auf's Schaffot ging mit einer Ruhe und Heiterkeit, als wolle er sich schlafen legen; oder an die 400 Waldenser, welche 1545 in Merindol und Cabrieres erwürgt wurden; oder an die 14 Märtyrer von Meaux (1546); oder an die 16 von Paris (1558); oder besser gleich an die vier- bis fünfhundert, welche noch vor der Hochzeit Heinrichs von Navarra verbrannt wurden, welchen man zuvor die Zungen ausriß, oder einen Keil in den Mund trieb bis zum

Zerbrechen der Kinnladen, damit sie nicht sollten vom Scheiterhaufen aus sprechen und den Glauben bekennen können, welcher ihnen zu solchem Martyrium die Kraft gab. Oder vielleicht haben Sie im Sinn, mich an die Schlächtereien Albas, oder an jene Bekenner zur Zeit Ludwigs XIV. zu erinnern, welche lieber monatelang die ausgesuchtesten Martern erduldeten, bei den Füßen aufgehängt, wochenlang mit Nadelstichen am Schlaf gehindert, geschlagen, im Rauch erstickt, bis zum Wahnsinn gequält wurden, ehe daß sie die Wahrheit verleugnet hätten.

Allerdings, Frau Gräfin, muß ich Ihnen zugestehen, daß Ihre „katholische Kirche" nicht ganz ohne Verdienst bei diesem Martyrthum ist. Nur daß Sie dießmal die Rolle, nicht der Blutzeugen Christi, sondern der „herodianischen Römerwelt" übernommen hat. Sie erinnern mich vielleicht an die einigen wenigen „katholischen" Missionare, die in Heidenländern durch Heiden ihren Tod fanden. Aber diese werden sofort überwogen durch jene ersten reformirten Missionare, welche 1556 in der Colonie Coligny in Brasilien durch „Katholiken" ihren Tod fanden. Auch hier hat Ihre Kirche die Rolle des Herodes oder der Heiden übernommen. Wie mag das kommen, Frau Gräfin?

„Was konnte es sein", so fragen Sie S. 13, „das sie (die „Märtyrer) zu dieser merkwürdigen Selbstentäußerung bewog?" Die richtige Antwort geben Sie S. 18: „Ein Glaube war in „ihnen allen lebendig, der Glauben an das Opfer des menschgewordenen Sohnes zur Erlösung der Menschheit von der Sünde. „Und ist der Glaube das, was er sein soll, lebendig, so wendet er „die von der Sünde erlöste Seele der Heiligung zu. Wo der „wahre Glaube ist, müssen folgerichtig Heilige sein." So haben Sie also selbst es übernommen, den Beweis zu führen, daß die nach Gottes Wort reformirte Kirche — denn ihr gehört jene Wolke von Märtyrern an — sowohl Heiligung als Heilige hat — Heilige nämlich im Sinne von

1. Cor. 1, 2., d. h. nicht sündlose oder verdienstvolle, sondern in Christo geheiligte Menschen.

Aber so hatten Sie's freilich nicht gemeint. Sie sind mit dem Opfer Christi nicht zufrieden. Sie verlangen auch noch dazu jenes Meßopfer, welchem jene Märtyrer den Scheiterhaufen vorgezogen haben. Uebrigens haben Sie eine seltsame Opfertheorie. Das „Opfer" spielt schon in Ihren früheren Schriften eine große Rolle. Schon dort schildern Sie, wie die Seele sich „langweilt, bei solchen Opfern, die nichts kosten"; schon dort schildern Sie diesen Drang nach Opfer, welcher zuweilen zu „ungeheuern Thorheiten" führe. Sie verstehen dabei unter dem Opfer nicht etwa ein solches, welches einem Richter dargebracht wird, um einer Forderung der Gerechtigkeit genug zu thun, sondern lediglich ein solches, wodurch die Seele sich selbst befriedigen will. Es ist ein Drang der Selbsthingabe und Selbstvernichtung, welchem am Ende die raffinirteste Selbstliebe zu Grunde liegt. Es ist der Kitzel, sich auf dem äußersten Punkte der Selbstverlorenheit doch wieder zu erfassen. Kurz es ist ein solcher Opferbegriff, wie er etwa dem Dienste der cyprischen Göttin zu Grunde gelegen haben mag.

Sie sind durch Ihre sogenannte „Wiedergeburt" so wenig innerlich umgewandelt, daß Sie die Hingabe der Märtyrer in den Tod aus dem gleichen selbstischen Aufopferungsdrang, der gleichen Opferlüsternheit, psychologisch erklären zu dürfen glauben. (S. 13:) „Sie (die Märtyrer) hatten das Opfer begriffen .... „wir müssen das Opfer eines Gottes (sic!) mit dem Opfer unsres „Selbst erwiedern. Denn das will der Mensch — sich „opfern, es giebt keine höhere Befriedigung für ihn. „Kein Reiz, kein Genuß, keine Sinnenfreude gewährt ihm ein „solches Genügen für seine besten Kräfte, als sich zu opfern." Ganz wie Hr. v. Ohlen!

Dieser wunderliche Begriff eines rein egoistischen Opfers spielt denn auch in Ihre, geistreich sein sollende Auffassung des Meßopfers, für welche Ihnen aber Pio nono wenig Dank wissen wird. Es ist nicht der Bürge, welcher aus freiem Erbarmen in stellvertretender Genugthuung der Rechtsforderung des Richters an unserer Statt Genüge leistet — nein, es ist „ein Gott" (wie viele

Götter giebt es?) welcher in analogem Drang nach dem Genuß der Selbsthingabe sich nicht nur Einmal am Kreuze geopfert hat, sondern fort und fort dem gleichen Opferdrang unterliegt, fort und fort „einen mystischen Tod" stirbt (S. 31), und darum „sich „in Brod und Wein versenkt" (S. 33).

Sie werden es wohl begreiflich finden, Frau Gräfin, daß wir Ihrer höchst eigenthümlichen Theorie von dem Opfer aus Selbstbefriedigung die Lehre des göttlichen Wortes vom stellvertretenden Opfertode Christi bis auf weiteres vorziehen. Auch bei den Märtyrern, sowohl der ersten als der späteren Jahrhunderte, vermögen wir von jenem lüsternen Drange nach Selbsthingabe keine Spur zu finden. Allerdings zwar müssen wir das Opfer des Sohnes Gottes mit dem Opfer unseres Selbst erwiedern, so jedoch, daß wir uns Christo zu lebendigem Opfer begeben, d. h. daß wir seinem heiligen Geiste uns hingeben, und ihm dienen in rechtschaffener Gerechtigkeit. Fordert er dann schwereres, fordert er Besieglung des Glaubens und Bekenntnisses mit Schmach und Tod — wohlan, der Christ gehorcht; aber nicht, daß es ihm süß wäre, in brahminischem Drange nach Selbstquälerei die edlen Güter des Lebens, die Gott ihm verliehen, zu missen und zu verlieren — o nein, der Jünger ist nicht über seinen Meister; hat der Herr am Oelberg blutigen Angstschweiß vergossen und zitternd gefleht: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber" — so wird auch der Jünger mit Leiden und Marter nicht buhlen; war der Kreuzestod des Sohnes Gottes eine That des Gehorsams (Phil. 2, 8), so wird auch die Treue des Märtyrers eine That des Gehorsams, und nicht eine Befriedigung eines natürlichen menschlichen, oder vielmehr unmenschlichen Triebes sein.

Wenn nun aber Christus nicht aus einem solchen unheimlichen Vernichtungsdrang, sondern aus Gehorsam, nicht um seinetwillen, sondern um für uns die Schuld beim Richter abzuzahlen, in den Tod gegangen ist: so versteht es sich von selbst, daß er sein Opfer auch nur einmal hat bringen können. Zum Ueberflusse sagt uns dieß aber auch die heil. Schrift so klar und nachdrücklich, als nur etwas gesagt werden kann. Hebr. 9, 24: „Denn Christus ist nicht „eingegangen in das Heilige, das mit Händen gemacht ist (in die „jüdische Stiftshütte oder den jüdischen Tempel), sondern in den

„Himmel selbst, um zu erscheinen vor dem Angesicht Gottes für „uns; auch nicht, daß er sich oftmals opfere, gleichwie „der Hohepriester gehet alle Jahre in das Heilige mit fremdem „Blut. Sonst hätte er oft müssen leiden, vom Anfang der Welt „her. Nun aber ist er einmal erschienen, durch sein eigenes „Opfer die Sünde aufzuheben. Und wie den Menschen gesetzt ist, „einmal zu sterben, darnach aber das Gericht: also ist Christus „einmal geopfert, wegzunehmen Vieler Sünden." Hebr. 10, 12: „Dieser aber, da er hat Ein Opfer für die Sünde geopfert, das „ewiglich gilt, sitzt er nun zur Rechten Gottes." V. 14: Denn „mit Einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die ge„heiliget werden."

Sie, Frau Gräfin, schreiben dagegen (S. 31):

„Und das Wort ward Fleisch, sollte nicht mehr bedeuten, als „daß es 33 Jahre im fernen Judäa gelebt und sein Blut am „Kreuze vergossen hat? Nein, was es einmal geworden ist, das „bleibt es" (sicherlich!) „mit uns und zwischen uns" (sogar in uns!) „lebt" (ja: lebt) „das ewige Wort — — — um uns „im mystischen Tode der h. Communion das ewige Leben und die „Liebe eines Gottes (sic!) zu geben." Darauf lassen Sie einige brillante Phrasen von Leichentuch und Silberthränen, Flügeln, Steinklumpen und Genie folgen.

Eben weil Christus jetzt lebt, stirbt er nicht mehr, weder einen mystischen, noch sonst einen Tod. Die h. Schrift sagt: er stirbt nicht mehr. Die Gräfin Hahn-Hahn sagt: er stirbt noch alle Tage. Frau Gräfin, ist die h. Schrift Gottes Wort? Leugnen Sie es, so verstoßen Sie gegen die Lehre der römischen Kirche. Sagen Sie ja, so gestehen Sie, daß die Lehre dieser Kirche vom wiederholten Opfer Christi wider Gottes Wort ist. Ich muß Sie aber dringend um Beantwortung bitten.

In wahrhaft „babylonischer" Confusion schreiben Sie S. 35: „Die Protestanten haben von dem Opfer Christi nur ein Bruch„stück angenommen, das Opfer am Kreuz. Sie trauern unter dem „Kreuze Christi, aber jubeln nicht an seinem Altar, beugen nicht „in seliger Anbetung das Knie vor dem goldenen Hause, in wel„chem Du verschleiert wohnst. Sie haben nur die Nacht-, die „Trauerseite Deiner Liebe."

Das geben wir Ihnen allerdings schriftlich, daß wir vor einem goldenen Hause unsre Kniee so wenig beugen, als vor irgend einer anderen Kreatur, namentlich da Christus nach der Lehre der h. Schrift nicht in dem goldenen Hause wohnt, sondern, „nachdem er Ein Opfer für die Sünde geopfert, das ewig„lich bleibt, nun sitzet zur Rechten Gottes", und bleibet dort, „bis daß seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt „werden.

Ebendarum sind wir es aber, die einen lebendigen Christus haben, wir es, die jubeln können, wir es, die nicht blos die Nacht- und Trauerseite seiner Liebe besitzen, wir es, die nicht täglich ein Bruchstück seines Opfers zugetröpfelt bekommen, sondern jenes Eine ganze Opfer besitzen, mit welchem er in Ewigkeit vollendet hat, die geheiliget werden.

Und an diesem Einen Opfer haben wir dadurch Antheil, daß er in uns lebt, daß er durch die Wiedergeburt in uns hineingeboren wird, und im h. Abendmahle uns speist und tränkt nicht etwa blos mit seiner Gottheit (wie Sie S. 17 meinen!), sondern mit seiner verklärten Menschheit, als das wahre Brod, das vom Himmel gekommen ist und der Welt das Leben giebt. Wir müssen Glauben haben — denn der Glaube ist der Hunger, der Glaube ist das Aufthun des Mundes — dann speist er uns wunderbar mit sich selbst; von ihm, dem Haupte im Himmel, strömt die Kraft seiner verklärten Menschheit in uns, die Glieder. Während sein Diener uns das gebrochene Brod und den Kelch der Danksagung reicht, als Speise für den Mund des auswendigen Menschen, reicht der Herr uns sich selbst als Speise für den inwendigen Menschen, das Saatkorn der Auferstehung. Denn das Brod, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi, und der Kelch der Danksagung ist der neue Bund, der in dem Tode Christi geschlossen ist.

Sie haben hievon einige Ahnung, S. 17: „Die Fülle der „Gottheit, aufgenommen in die Menschenseele, sie erlösend, heili„gend, beseligend." Aber Sie fragen sodann: „Wie nennt man „das in Babylon?" und geben zur Antwort: „Wir nennen es das „h. Meßopfer." Wenn man die Speisung der Seele (oder richtiger: des inwendigen Menschen) mit der Gottheit (oder richtiger

mit dem verklärten und lebendigen Menschgewordnen) das heil. Meßopfer nennt, so lautet das allerdings babylonisch und schmeckt nach Sprachverwirrung. Eine Speisung ist kein Opfer. Babylonisch lautet es auch, wenn Sie (ebendaselbst) von einem „ewigen „Opfer, dargebrächt durch die Hand des Priesters“ reden; denn wie kann doch ein Opfer, welches von einem endlichen Menschenkinde gebracht und überdieß täglich wiederholt wird, ein ewiges sein. Die h. Schrift weiß auch nichts davon, daß Christus durch römische Priester solle geopfert werden, sondern sie schreibt (Hebr. 9, 14): „Er hat sich selbst geopfert.“ Sie aber, Frau Gräfin, schreiben (S. 69): „Der Sohn Gottes kehrt bei ihm ein, um in „ihm zu leben“ (leben!) „Das Opfer, welches Christus am Kreuze „gebracht hat, und das Opfer, welches er immer von „neuem bringt, wird jetzt das subjektive Eigenthum des Em„pfängers.“ Sie werden mir gütigst die Frage beantworten: wem sollen wir mehr glauben? Ihnen, Frau Gräfin, und Ihrer Kirche? oder der heil. Schrift?

„An der Communion“ fahren Sie fort, muß das Ich sterben. „Weiter ist nichts erforderlich, aber das ist es durchaus, das Ich „muß sterben.“ — Wir fordern nur Glauben, d. h. Hunger und Durst der Seele. Sie fordern völlige Abtödtung des alten Menschen. Wenn wir Glauben fordern vom Communicanten, so finden Sie (S. 38), daß da „die Gegenwart Gottes abhängig ge„macht werde vom menschlichen Glauben“ und folglich „Gott den „Menschen untergeordnet werde.“ Wie schlimm steht es dann aber erst bei Ihnen, die Sie mit dem Glauben noch nicht einmal zufrieden sind, sondern den völligen Tod des alten Menschen verlangen. (O könnte doch bei Ihnen selber vom Tode des alten Menschen die Rede sein!) Wie wird die Gegenwart Christi von Menschen abhängig gemacht, wenn nur der römische Priester die „Wandlung“ vorzunehmen vermag, und wenn (S. 47) die Protestanten Christum nicht empfangen in ihrem Abendmahle, weil sie keine Priesterschaft haben —!

Wie wollen Sie es aber vor Ihren Beichtvätern verantworten, daß Sie (S. 33) Christum sich „in Brod und Wein „versenken“ lassen, „um durch sie sich in unser Herz zu ver„senken“? An die Verwandlung von Brod und Wein scheinen

Sie also wohl selber nicht zu glauben. Und Sie haben Recht daran; denn die h. Schrift nennt ja das Brod im h. Abendmahle noch, wenn es gegessen wird, „Brod" (1. Cor. 11, 27). Wunderbar ist es aber, daß Sie von Brod und Wein reden, durch welche sich der Herr „in unsere Herzen" versenke. Sind Sie etwa eine heimliche Hussitin? Oder haben Sie Theil an dem Privilegium des — Spülkelchs?

Es wird Ihnen nämlich bekannt sein, daß Ihre Kirche denen, welche es wünschen, die Communion unter beiderlei Gestalt ohne besondere Schwierigkeit verstattet; daß aber diesen Glücklichen dann doch keineswegs der consecrirte Kelch gereicht wird, sondern ein Kelch mit unconsecrirtem Wein, welcher der „Spülkelch" heißt, weil der Priester nach beendeter Messe ihn trinkt, um die etwaigen Reste des Leibes und Blutes Christi aus dem Mund in den Magen hinabzuspülen.

Weil wir kein Meßopfer, keine Wandlung, keine Anbetung goldener Häuser, keine Spülkelche u. dgl. haben, darum haben wir nach Ihrer Versicherung (S. 31) „liebelose Altäre und liebeleere „Kirchen". — Ich gehöre einer Kirche an, welche allerdings zuweilen wenig Liebe — erfahren hat. Sonnabend den 23. August 1572 war eine Anzahl meiner Glaubensgenossen bei dem, durch einen meuchlerischen Schuß verwundeten Admiral Coligny versammelt; es war Abend; Waffengeklirr und dumpfes Geräusch ließ sich von der Straße herauf vernehmen; es waren Soldaten, die mit Fackeln nach dem Louvre zogen. Einige der Freunde Coligny's folgten ihnen, und fanden an den Thoren des Louvre eine ungeheure Menge Soldaten versammelt. Diese wandten sich sofort gegen sie, und stachen sie nieder. Im gleichen Augenblick ertönte die Sturmglocke. Als Coligny in seiner Wohnung den zunehmenden Lärm hörte, stand er vom Bette auf, und warf sich sammt seinen Freunden zum Gebet auf die Kniee. Schon war sein Haus durch Verrath geöffnet, und Feinde stürmten herauf; er beschwor seine Freunde zu fliehen; „ich", sprach er, „bin schon lange bereit zu sterben; „ich empfehle meine Seele der Barmherzigkeit Gottes"; bereits

aber ward die Thüre gewaltsam erbrochen; Bewaffnete stürzten herein; dem Admiral wurde zuerst ein Dolch durch die Brust gestoßen; von vielen Wunden durchbohrt sank er zu Boden; noch lebend wurde der Greis zum Fenster hinabgestürzt; er klammerte sich mit seinen letzten Kräften an das Gesimse; seine Henker rissen seine Hände los, und er stürzte hinab auf das Pflaster.

Inzwischen hatte allenthalben der Pöbel sich versammelt, und da man hörte, daß es gegen die „Ketzer" (oder um Ihren zartern Ausdruck zu brauchen: gegen die liebelosen Altäre) gehe, so half die ganze Pariser Volkshefe jubelnd mit. Allenthalben hörte man das Gebrüll der blutestrunkenen Bestien, vermischt mit dem Geschrei der Verwundeten, dem Stöhnen der Sterbenden. Dazwischen Trommelwirbel und Kanonenschüsse. Die meisten wurden in den Betten ermordet, Kinder, Greise und Weiber so wenig geschont, wie die Männer; Viele, aufgeschreckt, flüchteten einem schnelleren Tode entgegen auf die Straße, Andere einem langsameren aber unausweichlichen auf Böden und Keller. Haufen von Leichen wurden nach der Seine geschleppt, die Häuser geplündert, schwangere Frauen auf kannibalische Weise erwürgt, Nothzucht geübt, Leichen geschändet. Kranke beiderlei Geschlechts nackt an den Beinen durch die Straßen geschleift bis sie starben; vergebens flehten schwangere Frauen um ihr Leben; eine, bis zum Tode verwundet, schleppte sich in einen Winkel, und suchte sterbend noch ihr Kind an's Tageslicht zu gebären; sie ward entdeckt und vollends hingewürgt.

Colignys Leiche wurde entkleidet, an einen Pfahl genagelt auf öffentlicher Straße; der ganze Hof kam in Prozession, sie zu betrachten.

Drei Tage und drei Nächte lang ward fortgewürgt; gleichzeitig war in alle Theile der Monarchie der gleiche Befehl ergangen, und an vielen Orten, namentlich in Orleans, Bourges, Lyon, Toulouse, Bordeaux, Rouen mit gleicher Energie ausgeführt. Der Tod von mehr als 70000 Reformirten ist urkundlich nachgewiesen; die Zahl der Getödteten war aber viel größer. Unterhalb Lyon wurde das Wasser der Rhone durch die Menge der hineingeworfenen Leichen stinkend.

„Kain, deines Bruders Blut schreit zu mir von der Erde."

Se. Heiligkeit der Pabst Gregor XIII. berief in seiner Eigen-

schaft als Stellvertreter Christi sein Cardinalskollegium, und hielt vor demselben ein feierliches Dankgebet für die Bluthochzeit. Auf der Engelsburg wurden Kanonen gelöst, deren dumpfer Freudenschall in der Behausung der gefallenen Engel in hundertfachem Echo wiederhallte.

Wie dünkt Ihnen, Frau Gräfin? Billigen Sie jenes Dankgebet? Billigen Sie es nicht, dann ein offenes Nein! Aber bedenken Sie wohl, nur dann ist jenes Gebet nicht zu billigen, wenn die Bluthochzeit nichts Gutes, sondern etwas Böses war. Billigen Sie es nicht, so war die Bluthochzeit eine Sünde, so war auch jenes Gebet — — eine Danksagung für eine Sünde, also eine Gotteslästerung. Billigen Sie jenes Gebet nicht, so machen Sie einen Pabst zum Gotteslästerer! Doch vielleicht hat er nur zu der Klasse des Kaiphas und seiner Genossen gehört, die „nicht wissen, was sie thun". Vielleicht hat er aus Irrthum einen Greuel für etwas Gutes angesehen. Ich will das gerne annehmen; aber Frau Gräfin, wo kömmt nun die Unfehlbarkeit des Pabstes hin? Konnte er diesmal irren im Kapitel der Ethik, warum soll er nicht auch ein andermal geirrt haben im Kapitel der Dogmatik?

Ich denke, Sie werden sich wohl entschließen müssen, jenes Dankgebet zu billigen. Thun Sie das? dann bitte ich um ein offenes Ja, damit doch alle Welt erfahre, daß es zu einem guten und konsequenten „Katholiken" gehöre, daß er die Bluthochzeit billige. Vielleicht billigen Sie es dann auch, daß man Anno 1561 im südlichen Frankreich einer reformirten Frau, die im Begriffe war zu gebären, ihr Kind aus dem Leibe riß und es vor ihren Augen den Schweinen zu fressen gab.

Ja oder nein, Frau Gräfin! Wenn Sie die Antwort schuldig bleiben, oder Ausflüchte machen, so desavouiren Sie „den Statt„halter Christi". Denn Seite 27:

„Christus hat sich einen sichtbaren Stellvertreter angeordnet" (wahrscheinlich Joh. 14, 16—17?!) „um der Einheit ein Funda„ment und eine Spitze nicht etwa nur, sondern um ihr die ge„lassene Zuversicht zu geben, daß ihr Bau für Zeit und Ewig„keit (!) seinen Schluß empfing." Also für die Ewigkeit bedarf es eines sichtbaren Stellvertreters?

Siehe Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Matth. 28, 20. Und verflucht ist, wer sich auf Menschen verläßt. Jer. 17, 5.

Daß Sie innerlich noch die alte sind, haben Sie schon in der Art gezeigt, wie sie das Meßopfer auf jene natürliche „Langeweile" begründen, welche nach ungeheuern Opferthaten verlangt, auf jenen Selbsthingebungsdrang, welcher unter Umständen „zu ungeheuern „Thorheiten führt". Noch eklatanter aber zeigt sich Ihr alter Mensch in der Art, wie Sie den Mariendienst begründen. Sie verehren in Maria den natürlichen Adel des Weibes. Maria steht Ihnen nicht allein; sie bildet nur die Krone ihres Geschlechts. „Welch' ein Heer von Henkern", rufen Sie S. 80 bei Betrachtung des Leidens Christi aus, „welch' ein Heer von Henkern, und „wie schön, wie glücklich, daß sich an diesen Missethaten kein ein„ziges Weib betheiligt hat." Hier muß also das männliche Geschlecht die Rolle übernehmen, welche Sie sonst den „Protestanten" zuzuweisen die Gnade haben. Daß „das ganze Volk" (Matth. 27, 25) „Kreuzige!" „Barrabam!" „sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" rief, daß „das Volk" (Luk. 23, 35) an Christi Kreuz stand und zuschaute, und „die, welche vorüber gingen, ihn lästerten und die Köpfe schüttelten" (Matth. 27, 39; Marc. 15, 29) — und daß unter diesem Volk eine Menge Weiber waren (Luk. 23, 27) das ignoriren Sie, wenn Sie behaupten, es sei unter seinen Henkern kein Weib gewesen. Sie legen großes Gewicht auf das mechanische Klaggeheul der Weiber, Luk. 23, 27; der Herr hat (V. 28 ff.) auf dies Geheul, welches bei jeder Hinrichtung, bei jedem Todesfall zu hören war, gar kein Gewicht gelegt, und den Weibern Schweigen geboten. Jenes Geschrei ging nicht aus Buße hervor (sonst hätte Christus die Weiber nicht zum dürren Holze gerechnet), sondern aus natürlicher Lust an nervöser Erregung und sentimentaler Rührung; es gibt ja eine natürliche Wollust des Schmerzes. Sie, Frau Gräfin, rechnen diese wohlfeilen Thränen dem ganzen weiblichen Geschlecht zum hohen Verdienste an. Das Weib soll als Weib minder böse, minder verderbt sein.

So können Sie sich denn auch ein Weib denken, welches, weit entfernt, selber der Erlösung und Sündenvergebung zu bedürfen, vielmehr Mit-Urheberin der Erlösung ist. Die Jungfrau Maria nennen Sie „die Gnadenspenderin für alle erschaffenen Wesen." (S. 80.) „Sie gab gerade so ihre freie Zustimmung zu dem „Werke Gottes, wie Eva zu dem Werk der Schlange" —! Sie müssen es uns „Protestanten" verzeihen, wenn wir in diesen Ihren Worten eine Blasphemie sehen und eine Abgötterei: Sie stellen das Geschöpf dem Schöpfer gleich! Die Schlange war ein Geschöpf und Eva war ein Geschöpf; da war allerdings von freier Zustimmung die Rede. Gott ist aber kein Geschöpf, daß er der „freien Zustimmung" der Jungfrau Maria zu seinem Erlösungsplane bedurft hätte, und die wirkliche Jungfrau Maria war auch in ihrer Demuth himmelweit entfernt von der Frechheit, Gott mit ihrer „Zustimmung" beglücken zu wollen. Hätte es der Zustimmung der Maria bedurft, so würde Erlösung, Heil und ewige Seligkeit von dem Willen eines Menschen abhängen! Unser Heil ruht aber, Gott Lob, auf festerem Grunde!

Maria war eine Sünderin, wie jedes Weib (vgl. Joh. 2, 4; Matth. 12, 46—50), aber sie war (durch Gottes Gnade) eine bußfertige Sünderin. Hatte das Haus Davids je und je sich selbst helfen wollen in natürlicher Kraft und Vortrefflichkeit, und des Herrn Hülfe von sich gewiesen (vgl. Jesaj. 7), so war dieses Haus Davids nun durch sechshundertjähriges Leiden und Elend so gebrochen und bekehrt, daß es nun — in seiner Blüthe, der Jungfrau Maria — sich als ein offener Lilienkelch erschloß, und seinen Schooß öffnete, des Herrn Hülfe anzunehmen, die es so lange von sich gestoßen. Nach langem Ungehorsam wird Davids Haus gehorsam durch Buße und Demuth. „Siehe ich bin des Herrn Magd; mir geschehe wie du gesagt hast.

Nicht mehr ungehorsam sein; bekehrt und hingebend und gehorsam sein — und „freie Zustimmung" zum Werke Gottes, welch' ein Unterschied!

Als ein demüthig Bettelkind die Gnade annehmen — und „Gnadenspenderin für alle geschaffenen Wesen sein", welch' ein Unterschied!

Die wirkliche Maria ist das Vorbild aller Seelen, die der

Zucht des h. Geistes in Demuth stille halten. Ihre Madonna, Frau Gräfin, ist der Urtypus jener sich selbst erhebenden natürlichen Grazie des weiblichen Geschlechts, eine Königin, reitend auf einem Thiere mit sieben Häuptern und zehn Kronen.

Mit der Apotheose des Weibes hängt nun enge dreierlei zusammen: die Heiligenanrufung, das Klosterleben, und die Ehe.

„Je heiliger das Herz ist, aus welchem ein Gebet hervor„steigt, um so sicherer wird es die Gnade der Erhörung finden!" (S. 92) Solche „armselige, winzige Geschöpfe", wie wir Erdenwürmer sind, handeln Ihrer Meinung nach albern, wenn wir „einsam" d. h. ohne Vermittlung der Heiligen, voran der Madonna, vor den „allmächtigen Schöpfer" hintreten (S. 93). Zum „allmächtigen Schöpfer" beten wir auch nicht, Frau Gräfin; wir „Protestanten" würden dies für ebenso albern halten, als wenn z. B. ein Kind, dessen Vater Regierungspräsident wäre, eine Supplic um ein Stückchen Brod „an das hohe Präsidium der kgl. Regierung" aufsetzte und einen Referendar bäte, diese Supplik dem Präsidenten zu Füßen zu legen. Für das Kind ist jener Mann eben nicht Regierungspräsident, sondern — Vater. So ist für den wahrhaft Wiedergeborenen (deren Gefühle Ihnen allerdings fremd sind!) Gott nicht ein „allmächtiger Schöpfer", dessen Vornehmheit man nur durch Vermittlung der Subalternen, etwa durch die einer Obersthofmeisterin, zu nahen wagen dürfte, sondern für uns ist Gott — Vater, und er hat uns befohlen, im Namen seines eingeborenen Sohnes ihn als „unsern Vater" anzuflehen, und hat uns verheißen, sein ärmstes Kind erhören zu wollen, und nicht vom Verdienst unserer Werke, geschweige von dem Maaße der Heiligkeit und Verdienstlichkeit der Zwischenträger, sondern nur von der anspruchlosen Kindlichkeit, d. h. dem Glauben hängt die Erhörung ab. Wir müssen Ihnen gerade in's Gesicht lachen, wenn ein so „armseliges winziges Geschöpf", wie Sie, Madame, S. 93 sich selbst treffend gezeichnet haben, das Wesen des Gebetes besser verstehen will, als unser Herr Jesus Christus! —

Die Fürbitte eines Kindes Gottes für ein anderes Kind Gottes hat allerdings großen Segen. Wir sollen für einander bitten. Und so dürfen wir wohl auch hoffen, daß unser geistliches Leben, wie von der Fürbitte unserer Glaubensfreunde auf Erden, so von der unserer in Christo bereits vollendeten Miterlösten getragen werde, falls die letzteren — was wir nicht einmal mit Bestimmtheit wissen — ein Bewußtsein von dem, was in der Sphäre der noch nicht überwundenen Sünde geschieht, besitzen. Aber folgt denn daraus, daß sie für uns beten, irgendwie, daß wir zu ihnen beten, d. h. sie um ihr Gebet anrufen dürften? Und gesetzt, wir dürften sie um ihre Fürbitte angehen, — wozu die h. Schrift uns weder durch ein Wort noch durch ein Beispiel ermächtigt — so würde diese Fürbitte wie alle Fürbitte sich doch nur auf den allgemeinen Beistand Gottes zu unserem geistlichen Leben beziehen dürfen. Wie wollen Sie's aber rechtfertigen, daß es einen besondern Heiligen für Regen, einen andern für Sonnenschein, einen für die Schuster, einen andern für die Schneider, einen für die Bäcker und einen für die Lazaroni's u. s. w. giebt? Welche Aehnlichkeit findet zwischen diesem abergläubischen System und der gegenseitigen Fürbitte der Wiedergeborenen Statt?

Dahin kommt es, wenn irgend welche Creatur dem Herzen und Vertrauen eines Menschen näher steht als Gott! wenn Gott ihm nur Richter und Schöpfer, nicht Vater ist! Die Frucht ist — Heidenthum. Oder wissen Sie einen milderen Namen dafür, wenn der spanische Maulthiertreiber sein Heiligenbild zu Boden wirft und mit Fußtritten straft, weil es seine Bitte um Regen unerhört gelassen —?

Uns ist Gott, der Vater Jesu Christi, näher als jede Creatur! auch wissen wir, daß seine Liebe und Treue größer ist, als die einer jeden Creatur. Wir würden freveln, wenn wir nicht kindlich, unmittelbar vor ihn treten würden. Mag es uns lieb und süß sein, zu wissen, daß auch Andere für uns zu Ihm unsere Hände erheben: so wissen wir doch auch, daß fremde Fürbitte uns gar nichts nützen kann, wenn wir nicht ein jeder die eigenen Hände unmittelbar zum Vater erheben; denn das Gebet ist das Athemholen des Glaubens.

So fehlt es uns denn nicht an „Heiligen", nur daß wir sie

nicht mißbrauchen. „Eine Kirche ohne Heilige ist eine Schmach „für Christum", so sprechen wir mit Ihnen. Aber es fragt sich nur: was für Heilige? Solche Heilige, welche nicht, gleich uns, arme, gnadebedürftige Sünder wären, kennen wir nicht. Zu unseren größten Heiligen gehört jener Apostel Jesu Christi, welcher bekannt hat: Aus Gottes Gnaden bin ich was ich bin. Sie, Madame, haben freilich andere Heilige aufzuweisen. Geschöpfe, welche zu Gottes Werk erst ihre „freie Zustimmung" geben müssen, Menschen, die mehr gethan haben, als sie zu thun schuldig waren, also Christi Wort Luk. 17, 10 Lügen straften! Sie haben sogar manche wunderliche Heilige, wie jenen St. Eligius, welcher seines Handwerks ein Schmied war. Sollte er ein Pferd beschlagen, so hackte er dem Thiere den betreffenden Fuß herunter, um leichter damit zu manipuliren. War der Fuß beschlagen, so heilte er ihn durch ein Wunder wieder an. Eines der Gemälde, welche zur Zeit der Reformation aus dem großen Münster in Zürich in die Wasserkirche gebracht wurden und noch dort befindlich sind, stellt den heiligen Eligius vor, wie er eben im Begriff ist, den abgehackten Fuß zu beschlagen, nebenbei aber eine dabeistehende Hexe in die Nase zwickt.

Eine Kirche ohne einen heiligen Eligius? —

Ist es Ihnen lieb oder leid, Frau Gräfin, daß das Bild des heil. Eligius nicht mehr im großen Münster hängt?

Mehr und mehr tritt aus dem „pantheistisch-phantastischen „Maskenkleid" (den Ausdruck haben Sie mich gelehrt S. 42) die alte Verfasserin des „Rechten" wieder hervor, und beginnt in alter Weise für „schöne idealische Weiber" und „liebliche Mädchen" zu schwärmen. Das „Christenthum" und vor allem das „Klosterleben" muß dabei wirklich nur die dienende Rolle übernehmen, der reizenden Toilette das letzte feinste Raffinement von idealischem Zauber zu verleihen.

„Das Weib, das" — in der römischen Kaiserzeit — „arme, „das zertretene, das verlorene Weib, wurde so schön, so unirdisch,

„so idealisch, wie es zuvor nie geahnt worden war.“ Findet dieses Weib „keinen andern Boden, als den des Staubes“, so „erstirbt Zartheit, Innigkeit, Reinheit, Tiefe und Treue“ — Eigenschaften, von denen gerade Sie nicht reden sollten.

Daß das Christenthum die Stellung des Weibes geadelt hat, ist wahr. Aber in dem Maaße als das Christenthum verderbt ward, gieng auch die wichtige Stellung des Weibes wieder verloren. Oder nennen Sie die Stellung vielleicht die richtige, welche das Weib an dem Hofe der Päbste Sergius III, Johann X und XI und XII einnahm? Sollte Ihnen das Nähere hierüber unbekannt sein, so verweise ich Sie auf die Lektüre eines älteren Werkes, dessen Titel zwar derb ist, das aber als ein auf tüchtigen unparteiischen Quellenstudien beruhendes anerkannt ist. Ich meine „V. E. Löscher's Historie des römischen Hurenregiments. Leipzig 1707.“

Es war also nicht gerade das Mittelalter, weder zur Zeit der Synode von Sutri, noch zur Zeit eines Johann XXII und XXIII oder eines Cäsar Borgia, dem Adel des Weibes besonders günstig. Auch das Klosterleben nicht. Zwar meinen Sie (S. 116), es würde durch das Klosterleben dem Uebelstande abgeholfen, daß manche Frauenzimmer, die für die Welt nicht passen, „verkümmerte alte Jungfern werden.“ Allein wenn solche Damen wirklich im näheren oder weiteren Familienkreise keinen Beruf finden (sie finden ihn aber oft genug) wer hindert sie, als Diaconissen dem Reiche des Herrn zu dienen. Wozu bedarf es der bindenden Klostergelübde? Wozu des Wahnes von besonderer Heiligkeit des Nonnenstandes?

Wäre es nur mit dieser „Heiligkeit“ so gut bestellt! Aber auch hier ist die gepriesene Herrlichkeit mehr im Postulat als in der Wirklichkeit vorhanden. Die verkümmerten und schmachtenden „alten Jungfern“ bleiben eben auch im Kloster, was sie draußen sind; nicht zu gedenken jener Liebespein unfreiwillig eingekleideter junger Leute, welche von Dichtern und Königen besungen ist. Und bliebe es nur hiebei! Wäre nur mindestens Sitte und Sittlichkeit gesichert! Sie zwar meinen das in Ihrer Gutmüthigkeit versichern zu können; hingerissen von Ihrer poetischen Anschauung, rufen Sie aus (S. 116): „Wie war das Weib so wohl behütet, so

„sicher gestellt hinter Schleier und Gitter!" Wie stand es aber mit dem Klosterleben in der Wirklichkeit?

Ich will nur Klosterbrüder reden lassen, und zwar aus einer Zeit, wo die römische Kirche noch in keiner Weise durch die Reformation behindert war, das Füllhorn der ihr eigenthümlichen Segnungen über die Welt auszuschütten — gewiß die unparteiischsten Zeugen. Der „heilige" Abt Bernhard von Clairveaux wirft 1125 (in seiner Apologia ad Guilielmum Abbatem Kap. 6.) dem Orden der Cluniacenser vor: „Wundern muß ich mich, daß „bei Mönchen solche Unmäßigkeit in Schmäusen und Trinkgelagen, „in Kleidung und Betten, in Reiterei und Gebäuden hat einreißen „können... Denn Sparsamkeit gilt für Geiz, Mäßigkeit für „finstre Strenge, Schweigsamkeit für Traurigkeit. Dagegen heißt „Zerstreuung weiser Unterschied, Schwelgerei Freigebigkeit, Ge„schwätzigkeit nennt man Leutseligkeit, lautes Gelächter Frohsinn, „weiche Kleider und Pferdepracht Anstand, Luxus der Schlafstellen „Reinlichkeit. Kap. 10: Ich müßte lügen, wenn ich nicht einen „Abt mit einem Gefolge von 60 Pferden gesehen habe." Kap. 11: „Das Bild eines oder einer schönen Heiligen wird ausgestellt, „und je größer die Farbenpracht, für desto heiliger gilt es. Die „Leute laufen herbei, es zu küssen, werden eingeladen es zu beschen„ken, und das Ganze läuft mehr auf eine Bewunderung der „Schönheit, als auf eine Verehrung der Heiligkeit hinaus. Ist „es da auf die Buße des Herzens abgesehen oder auf das Stau„nen der Gaffenden? O Eitelkeit der Eitelkeiten, und doch ist „der Wahnsinn noch größer als die Eitelkeit."

Sagen Sie selbst, würde der „heilige" Bernhard, wenn er heute so etwas schriebe, nicht sofort für einen „Protestanten" gelten? würde er nicht in Italien auf die Galeeren geschickt, und im Großherzogthum Baden „wegen Religionsherabwürdigung" in Arrest gesetzt werden?

Oder was würde man jetzt dem Nikolaus de Clemengis thun, welcher (in seiner Schrift de ruina ecclesiæ um 1400 Kap. 36) über die Nonnenklöster sich also vernehmen ließ: „Mehr von „den Klöstern zu sagen — obgleich sich noch viel sagen ließe — „verbeut der Anstand; da ich ja nicht von Genossenschaften gott„geweihter Jungfrauen, sondern von Bordellen, von den Geschenken

„und der Frechheit der Kupplerinnen, von Unzucht und Aus-„schweifung einen ärgerlichen Sermon zu halten hätte. Denn bei „Gott, was sind die Nonnenklöster heutzutage anderes, als — statt „Heiligthümer Gottes — vielmehr scheusliche Kammern des Venus-„dienstes, und Schlupfwinkel zur Aufnahme lüsterner und scham-„loser junger Männer, so daß es einerlei ist, ein Mädchen in's „Kloster zu schicken oder es der öffentlichen Hurerei preiszugeben."

Oder wollen Sie dem Nikolaus de Clemengis nicht glauben, so glauben Sie doch dem Hirtenbriefe des Pabstes Gregor XII. vom Jahre 1408, wo er schreibt: „Aus diesen Klöstern ist fast „alle Gottesfurcht und Scheu verschwunden; Mönche hausen mit „Nonnen zusammen; Ueppigkeit und Verderbniß zwischen Mönchen „und Nonnen und viele andre Sünden, Excesse und Laster, die die „Schamhaftigkeit zu nennen verbietet, sind eingerissen. Die meisten „Nonnen vergehen sich mit ihren Prälaten und Mönchen, und „gebären in den Klöstern eine Menge von Söhnen und Töchtern. „Einige dieser Nonnen vergessen dabei so sehr der mütterlichen „Zärtlichkeit, daß sie ihre Frucht im Leibe tödten oder sie nach „der Geburt erwürgen." So schreibt der Papst Gregor XII. in Bezug auf zweiundzwanzig Klöster eines einzigen kleinen Landstrichs.

Wie war das Weib so wohl behütet, so sicher gestellt hinter Schleier und Gitter!

„Die Reformatoren verfuhren mit den Menschen gerade als „ob diese keine Seele hätten. Die Liebe zum jungfräulichen „Stand hatte nicht mehr zu existiren, weil man ihn entweiht „hatte." So schreiben Sie S. 109; wahrscheinlich bezieht sich das Plusquamperfektum „entweiht hatte" auf die Prälaten und „heiligen" Mönche, über welche Nikolaus de Clemengis und Pabst Gregor XII. so bittre Klage führten!!

Die Liebe zum jungfräulichen Stande muß bei jenen Prälaten allerdings sehr feurig gewesen sein, da sie diesem Stande so nachstellten. Und da haben „die sogenannten Reformatoren" (wie

Sie sie öfters zu nennen belieben) doch ganz wohl gethan, dem Scandal ein Ende zu machen. Sie aber, sogenannte Frau Gräfin (denn Sie sind um nichts mehr eine wirkliche, als jene Männer wirkliche Reformatoren waren) Sie finden beides, Ehe wie Jungfrauenstand, durch die Reformation entweiht, „brutalisirt"; Luther habe die Ehe „der Gemeinheit preisgegeben." Doch vielleicht haben Sie sich nur im Namen geirrt oder verschrieben! Sie wollten vielleicht statt „Luther" „Moullet" schreiben. Denn in einem anno 1843 herausgekommenen „Compendium" des „katholischen" Abbe Moullet finden sich allerdings die Worte: „Wenn Jemand „mit einer Frau schuldvolle Beziehungen unterhält, nicht weil „sie verheirathet, sondern weil sie schön ist, abgesehen also von „dem Umstande der Ehe, so liegt in diesen Dingen nach mehreren „Autoren nicht die Sünde des Ehebruchs, sondern der einfachen Unkeuschheit." Gewiß haben Sie schreiben wollen: Der Abbe Moullet hat die Ehe der Gemeinheit preisgegeben!

Wenn Sie über die neueren, aus dem Unglauben hervorgegangenen Staatsgesetzgebungen, welche der evangelischen Kirche mit cäsaropapistischer Diktatur ein rein-heidnisches Eherecht aufdringen möchten, Klage führten, so hätten Sie in der Sache Recht. Der eine Theil der evangelischen Kirche, der verfassungslose, ist solchem Staatszwange gegenüber allerdings fast waffenlos; soweit wir biblische Presbyterialverfassung und Kirchenzucht haben, sind wir es nicht, wie ich Ihnen mit Thatsachen beweisen kann.

Daß Sie aber davon reden, ist ein doppeltes Unrecht. Erstlich schaden Sie damit Ihrer Kirche, zweitens Ihrer Person. Ihrer Kirche, weil Sie uns veranlassen, Sie und alle Welt an die Art zu erinnern, wie innerhalb Ihrer Kirche jede beliebige Ehe getrennt und geschieden werden kann, ohne das Wort „Ehescheidung" zu gebrauchen. Man läßt die zu trennende Ehe für ungültig erklären, und die Lehre von den impedimentis dirimentibus ist in Ihrer Kirche so fein ausgebildet, daß dies Mittel fast ausnahmslos anschlägt, und immer irgend ein „trennendes Hinderniß" sich auffinden läßt, wo nur der ernstliche Wille und die auf denselben einwirkenden finanziellen Einflüsse da sind. Es contrastirt diese Lauheit in der Praxis aber seltsam mit der Strenge in der Theorie, welche selbst in dem Falle, wo Chri-

stus die Ehescheidung nebst Wiederverheirathung ausdrücklich zuläßt, (Matth. 5, 32) dieselbe untersagt, nämlich im Falle geschehenen Ehebruchs. Wo wohl das Weib mehr sicher gestellt ist vor Ansteckung mit abscheulichen Krankheiten, da wo die Kirche nach Christi Wort handelt? oder da, wo das „armselige winzige „Geschöpf" klüger sein will, als Gott! — Berühren Sie also diese Punkte lieber gar nicht, Madame, Sie möchten Ihrer Kirche nur schaden!

Aber auch Ihrer Person schaden Sie. Denn Sie veranlassen uns, Ihnen abermals vorzurücken, daß Sie, die unbekehrte Verfasserin der scandalösesten Romane, eine Frechheit begehen, wenn Sie über Ehe und eheliche Verhältnisse nur überhaupt reden wollen. Sie haben aber statt schamvoll zu schweigen, eine wahre Manie, „vom Weibe", von „schönen Frauen" und „lieblichen Mädchen", „schüchtern zu„sammengefalteten Seelen", „wahrhaft geliebten und blos begehr„ten Weibern" u. dgl. zu reden (S. 17, 85 ff. 110, 118, 129 u. a.) und man glaubt sich beim Lesen Ihrer neusten Schrift oft unwillkührlich in einen Ballsaal oder ein Liebhabertheater versetzt. Durch dies Thun dessen, was Sie nicht dürfen, beweisen sie erst recht, daß Sie's nicht dürfen; Ihre Manie, von Weibern und Ehe zu reden, und vollends so davon zu reden, liefert den Beweis Ihrer inneren Unbekehrtheit. Oder ist es nicht eine höchst leichtfertige und reuelose Sprache, womit Sie (S. 86) Ihre früheren scandalösen Schriften der mildesten Selbstcensur unterwerfen, und an denselben mehr zu loben als zu tadeln finden? „Was „hab' ich mir" — so sprechen Sie Sogenannte — „was hab' ich „mir früher das Schicksal des Weibes zu Herzen genommen! was „hab' ich mir Mühe gegeben, um die Dissonanzen desselben zu „einem reinen Akkord aufzulösen, und nichts erreicht, als noch „einige Mislaute mehr erklingen zu lassen! Treu war ich mir „insofern, als ich auch bei diesem Streben niemals die Gleich„heits-, sondern stets die Gleichgewichts-Stellung zum Manne gel„tend zu machen suchte. Allein in die christliche Hauskapelle stellte „ich das Weib nicht . . . nur da ist es behütet und in seiner „Würde gesichert." Daß ein solches Weib, welches nichts anderes in Kopf und Herzen hat, als seine „Gleichgewichtsstellung zum

„Mann", d. h. Buhlerei und Kuppleri und Löcken wider die von Gott gebotene Unterordnung — daß eine solche Hetäre von innen heraus bekehrt und umgewandelt werden müßte, kommt Ihnen von ferne nicht zu Sinn; Blanche Sonin wird in eine Hauskapelle gestellt, und verwandelt sich dadurch in eine heilige Bianka; die „pantheistisch-phantastische Maskerade", von welcher nach Ihrer Versicherung (S. 42) „die Natur befreit ist durch das Frohn-„leichnamsfest" — wird im Menschenherzen desto eifriger fortgespielt. Sie sind sich treu geblieben, das ist wahr; sonst könnten Sie nicht mit solcher Mutterfreude und Mutterschonung so vieles Gute und Edle in Ihren früheren Schriften finden und preisen. Sie finden in der Theorie des ehrwürdigen Abbe Moullet mit vollem Rechte Ihre eigene frühere Theorie wieder!

Sie also sind es, welche S. 109 den Vorwurf gegen die „so-„genannten Reformatoren" schleudern: „Die Ehe in demselben „Augenblicke des sacramentalischen Charakters zu berauben, wo „man sie der Menschheit als den erhabensten Stand vorführte, „war nur einer der gewöhnlichen Widersprüche der neuen Lehre. „Das ganze Leben bekam einen erstaunlich gemeinen, ja brutalen „Zuschnitt, und die Stellung des Weibes ward wieder mit der „Barbarei des Alterthums bedroht. Die ganze Zersetzung des „socialen Körpers in unsern Tagen hängt auf das engste damit zu-„sammen." Sie finden also einen Widerspruch darin, daß man den Cölibat der Priester aufgehoben, die Ehe den Priestern erlaubt hat, und doch die Ehe für kein Sacrament erklärt. Sollen aber den Priestern bloß solche Handlungen erlaubt sein, welche einen sacramentlichen Charakter tragen? Oder sollen wir „Prote-„stanten" etwa gar alle Handlungen, welche keine Sacramente sind, für unerlaubt und anrüchig erklären? Bei Ihnen, sogenannte Frau Gräfin, scheint es beinahe so herauszukommen. Sie erklären alle möglichen Handlungen, welche in irgend einer weiteren oder näheren Beziehung zum Christenthum stehen, für Sacramente. Weil Paulus die Ehe ein Mysterium (Geheimniß) nennt und ein Abbild des Verhältnisses Christi zur Gemeinde, darum muß schnell

die Ehe ein Sacrament sein. Warum ist dann nicht auch z. B. das Vater-werden ein Sacrament, als Abbild des Verhältnisses des ewigen Vaters zum ewigen Sohn? Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß alte Kirchenlehrer zwölf Sacramente gezählt haben; man könnte dreißig zählen! Ist die Buße ein Sacrament, warum nicht auch das Gebet? warum nicht die Liebe? warum nicht die Barmherzigkeit? — Wir „Protestanten" haben, um nicht in endlose Willkühr zu gerathen, den Sprachgebrauch des Wortes „Sacrament" auf diejenigen beiden von Christo selbst eingesetzten Handlungen beschränkt, bei welchen mit dem sichtbaren Akte, den der Diener Christi vollzieht, ein unsichtbarer Akt der Selbstmittheilung Christi an den Gläubigen verbunden ist. Wir durften dies, da der Begriff des Sacramentes kein biblischer, sondern ein bloß menschlich-theologischer ist. Aber solche Thorheit ist uns freilich nie zu Sinne gekommen, die Ehe darum für minder heilig zu erklären, weil sie kein Sacrament sei. Ist Ihnen, Frau Gräfin, etwa das Eigenthum darum minder heilig, weil Kaufen und Verkaufen kein Sacrament ist?!

Sie finden einen Widerspruch darin, daß wir den Dienern Christi die heil. Ehe erlauben, und doch — die Ehe für kein Sacrament halten!! Nein, für kein Sacrament, sondern eben bloß für eine erlaubte und gute Handlung. Wie wenn wir uns aber unsrerseits wunderten, daß Sie, Frau Gräfin, die Ehe für ein Sacrament erklären, und sie dennoch den „Priestern" — verbieten! Der Priesterstand soll Ihrer Versicherung nach heiliger werden durch Vermeidung der Ehe. Ein sonderbares Sacrament, durch dessen Meidung man noch heiliger wird, als durch seinen Genuß! Wie kann der jungfräuliche Stand noch heiliger sein, als der eheliche, außer wenn dem letzteren irgend eine sittliche Unreinigkeit anklebt? Und wie kann ein Stand, der seinem Wesen nach mit sittlicher Unreinigkeit befleckt sein soll, für ein Sacrament erklärt werden?

Wir machen überhaupt keine solchen Unterschiede zwischen „heilig und noch heiliger"; wir kennen bloß den Unterschied zwischen guten und sündlichen Handlungen, den Unterschied zwischen sündlosen Personen und Sündern. Wir wissen, daß wir, so lange wir hienieden als Sünder wallen, auch in die guten Handlungen

noch sündliche Motive oder Affekten hineinmischen — daß also z. B. eine sündlos geführte (d. h. ohne jede innere Regung von Sünde geführte) Ehe hienieden nicht vorkommt, aber ein sündlos geführter Jungfraustand freilich eben so wenig. Darum ist und bleibt aber die Ehe ebenso wie der jungfräuliche Stand etwas an sich gutes und erlaubtes. — Kein Vater wird in der Erziehung seiner Kinder völlig ohne Sünde und Fehler verfahren. Das Werk der Erziehung hört darum doch nicht auf, ein gutes zu sein, und so wenig wir es uns verbieten lassen, unsere Kinder zu erziehen, oder so wenig wir eine kinderlose Ehe für vollkommner halten, weil in ihr keine Fehler in der Kindererziehung vorkommen können: so wenig halten wir den jungfräulichen Stand für vollkommener als die Ehe, oder lassen den Dienern Christi die Ehe verbieten!

Sie, Madame, mögen freilich gefühlt haben, daß Sie in diesem Punkte, so lange Sie bei der Wahrheit bleiben, den kürzeren ziehen müssen, darum greifen Sie wieder einmal zu den, Ihrer „Heiligkeit" so geläufigen Waffen der Lüge und Entstellung. „War" — so schreiben Sie S. 113 — „war der eheliche Stand „eine Pflicht, so waren die großen Apostel Johannes und Pau„lus die ersten, welche dieselbe verletzten." Haben Sie je etwas davon gehört, Madame, daß die evangelische Kirche ihren Dienern die Ehe zur Pflicht gemacht habe, oder daß ein Pastor von seinen Kirchenobern zum heirathen genöthigt oder auch nur angehalten worden sei?! Es giebt viele unverheirathete evangelische Pfarrer; wer will, der darf ehelos bleiben. Wir machen ihnen die Ehe nicht zur Pflicht; wir wollen aber auch nicht, daß man ihnen die Ehelosigkeit zur Pflicht mache. Wir gebieten die Ehe nicht, wir wollen sie aber auch nicht verbieten. „Alles, so Gott erlaubt oder nicht verboten hat, ist recht. „Dannenher die Ehe allen Menschen zu ziemen erlernet wird." (Zwingli, 28ste Schlußrede.)

Wie steht es denn nun mit der Autorität des Apostel Paulus, Frau Gräfin? Paulus sagt (1. Cor. 9, 5) er „habe auch „Macht, eine Schwester als Weib mit umherzuführen, wie die „andern Apostel und des Herrn Brüder und Petrus"; Petrus und die andern Apostel waren also verheirathet; das „armselige, win„zige Geschöpf" will aber den „Priestern" die Ehe verbieten!

Paulus schreibt (1. Tim. 3, 2): „ein Bischoff soll eines Weibes „Mann sein"; das Geschöpf, klüger als der Herr, deß Geist in Paulus war, sagt: „nein, ein Bischoff soll keines Weibes Mann „sein." Wahrlich, sehr klug haben Sie gethan, gerade auf den Apostel Paulus sich zu berufen, welcher 1. Tim. 4, 3 schreibt: „Der Geist aber sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden „Etliche von dem Glauben abtreten und anhangen den verführeri„schen Geistern und Lehren der Teufel, durch die, so in Gleis„nerei Lügenredner sind, und Brandmaal in ihrem „Gewissen haben und verbieten ehelich zu werden, und „gebieten zu meiden die Speise, die Gott geschaffen hat." (Hätten Sie doch auch die Fastengesetze und Fastenspeisen empfohlen! Die Weißagung des Apostels würde noch in einem Zuge mehr passen!)

Wir erlauben den Dienern Christi die Ehe.

Sie belieben zu versichern: wir beföhlen ihnen die Ehe.

Sie verbieten ihnen die Ehe; wir verbieten ihnen lieber die Unzucht. Wollen wir doch dem idealischen „jungfräulichen „Stand" der „Priester", welcher heiliger sein soll, als der Stand der christlichen Ehe, etwas näher unter das Auge blicken! Belieben Sie den 25sten Band von Mansi's Concilien aufzuschlagen; da finden Sie S. 703 die Notiz (vom Jahre 1322) daß, wer seine Tochter vor Verführung und schlimmerem sicher stellen wollte, sie lieber sogleich einem Priester zur bleibenden Concubine bot. Oder schlagen Sie Nic. de Clemengis (de praesulibus simoniacis pag. 165) auf, wo er erzählt: „Die Laien sind so fest überzeugt, „daß kein Priester ohne Weib lebe, daß sie keinen Priester in die „Gemeinde lassen, der nicht seine Concubine aufweisen kann; denn „nur so glauben sie ihre eigenen Weiber geborgen, wiewohl die„selben auch so keineswegs außer Gefahr sind. Ein Priester, der „ohne Concubine lebt, wird für einen Castraten oder einen Sodo„miter gehalten." Oder schlagen Sie die Schriften des Patriarchen Justinian von Venedig († 1455) oder des Großkanzlers von Castilien, Alphons Bischoff v. Avila († 1454) oder des Erzbischoff Antonin von Florenz († 1459) oder des Karthäuser de Leewis, oder des Prior Hermann Ryd de Reen, oder des päbstlichen Referendar Roderich Sancius, oder des Karmeliters Bap-

tista Mantuanus, oder des Abtes Johann Trithemius, oder des Kanzler Seb. Brand oder dreißig und vierzig vor der Reformation geschriebene ähnliche Schriften auf — oder lesen Sie den Brief des nachherigen Papstes, damaligen Priesters Aeneas Sylvius, worin er scherzend seinem Vater meldet: „Du hast keinen „Sohn von Stein gezeugt, da du von Fleische bist. Was du für „ein Hahn (gallus) gewesen, weißt du; nun siehe, ich bin auch „kein Castrate. Auch bin ich kein Heuchler, daß ich besser scheinen „möchte, als ich bin" u. s. w. — Ueberall in jenen Schriften werden Sie den Schilderungen begegnen, wie jene „jungfräulichen Priester" im besten Falle sich ihre Basen oder Köchinnen offen hielten, und sich „der Kinder rühmten, die sie mit denselben „zeugten" (Worte des Bischoffs Stephan von Brandenburg), im schlimmeren Falle eine Pest waren für ihre Gemeinde, im schlimmsten sich feile Knaben hielten. Mit Einem Worte (es ist das Wort eines „sogenannten Reformators"): die Ehe hat man ihnen verboten; aber H** hat man ihnen erlaubt.

Der Apostel Paulus schreibt: „Darum, dieweil wir ein solches „Amt haben . . . so werden wir nicht müde, sondern meiden „heimliche Schande, ... fälschen auch nicht Gottes „Wort." Und: „ein Bischoff soll eines Weibes Mann sein."

Sie verzeihen es doch wohl uns „Protestanten", daß das vom Apostel aufgestellte Ideal uns besser gefällt, als Ihr Ideal eines „jungfräulichen Priesterstandes" —?

Sie haben guten Grund, S. 94 sich über die heil. Schrift zu moquiren. Sie thun das in Ihrer gewohnten geistreichen Weise. „Wenn wir einen Menschen mit einem Buch in der Hand hin„stellen, und zu ihm sprechen: Du hast zu glauben, und aus die„sem Buche zu lernen, wie und was und warum du glauben sollst, „so wird er nicht vorwärts kommen, sondern entweder in die Ver„wirrung oder in die Verblendung oder in die Gleichgültigkeit „hinein. Sie nehmen daher dem armen Menschen lieber das Buch

aus der Hand, und weisen ihn mit seinem Gewissen und seiner Gewissensnoth an jene Priesterschaft, welche — dadurch noch nicht idealisch wird, daß Sie sie idealisch schildern! Auch wir stellen den Menschen nicht mit einem Buch in der Hand hin, und lassen ihn stehen. Auch wir haben Hirten und Lehrer, die das Buch erklären. Aber eben solche, die das Buch erklären, nicht solche, die das gerade Gegentheil von dem sagen, was in dem Buche steht, und deshalb dies Buch herabsetzen, lächerlich machen, verbergen, der Gemeinde entziehen müssen, damit niemand dahinterkomme, wie sie dem Worte Gottes auf allen Punkten widersprechen. Die irischen Priester wissen recht gut, warum sie die kleinen Mädchen mit der Peitsche aus der Nähschule treiben, wo ihnen Bibelsprüche gelehrt werden — es könnte ja so ein armes Kind zufällig einmal den Spruch lernen, daß wir gerecht werden ohne Verdienst der Werke, aus Gnaden, durch den Glauben, oder daß Christus mit Einem Opfer in Ewigkeit vollendet hat, die geheiligt werden! Der Pabst weiß recht gut, warum er sogar die von ihm selbst approbirten Bibelübersetzungen für „verfälscht" erklärt, sobald sie wirklich verbreitet und gelesen werden; er weiß recht gut, warum er die Bibelgesellschaften verdammt, warum er jeden, der in einer Bibel liest, in's Gefängniß werfen läßt — es könnte ja jemand in der Bibel lesen, daß ein Bischoff eines Weibes Mann sein dürfe. Die Bibel ist die Sonne, welche euren Nebel zerstreut. Die Bibel ist der Missionar, welcher dem Evangelium Proselyten wirbt, ohne daß wir nur ein Wort hinzuzusetzen brauchten! Die h. Schrift ist euer Popanz, der euch den Angstschweiß auf die Stirne treibt, wo ihr sie nur erblickt, weil ihr derselben so durch und durch widersprecht, daß — sie ihrerseits wohl oder übel auch euch widerspricht; und das so klar, so offenkundig, daß man allerdings einen Menschen bloß „mit der „Bibel in der Hand hinzustellen" braucht, um ihm über eure Lehren das volle Licht zu geben.

Ein Buch! ja, aber was für ein Buch? Ein Buch, welches das, was es verspricht, auch hält! eindringt in's tiefste Herz, bis daß es scheide Mark und Bein! arbeitet, bis daß es den Menschen zur Entscheidung bringt! ein Buch, das man entweder feurig liebt

— wie alle wahrhaft Bekehrten — oder blutig haßt — wie alle, die Fleisch sind!

Statt dieses Wortes Gottes bieten Sie uns Ihre Priesterschaft, und können nicht idealisch genug schildern, was dieselbe, dem System Ihrer Kirche gemäß, — — sein soll! Ja sein soll, aber eben nicht ist! Wären es wirklich höhere Wesen, priesterlich erhaben über Sünde und sündliches Gelüst, Irrthum und Täuscherei — wohlan, das ließen wir uns gefallen. Aber was sagt der h. Bernhard, was sagt Pabst Gregor XII., was sagen die Costnitzer Synodalprediger (deren Reden Haardt und Walch herausgegeben haben) —? Ist es nicht eine schreckliche Thorheit, zu sagen: Unser Lehrsystem verlangt, der Priester solle ein idealisches, der Pabst ein unfehlbares Wesen sein: darum ist er eines! —? Ist das klüger, als wenn der Indianer ein Stücklein Holz nimmt, und sagt: Du sollst nun einmal mein Gott sein, du sollst mich und die Welt erschaffen haben — und wenn er nun glaubt, es müsse wirklich so sein, weil er es so haben will! Ist das nicht das Wesen und Merkmal aller Creaturvergötterung, wie schon der Prophet Jesajas Kap. 44 dasselbe gezeichnet hat? Ist das nicht die alte Thorheit, in welche alle die gerathen, die von dem von Gott geoffenbarten Heilswege abweichen und sich selbst eine Religion fabriziren nach eigenem Gutdünken?

Solche Fabrikate haben freilich den Vorzug, daß sie das Fleisch nicht geniren. Ihr eigenes Exempel, Frau Gräfin, zeigt allzuklar, daß man ein ungebrochenes, eitles, unbußfertiges Herz voll Schalkheit und Täuscherei behalten und doch für eine Heilige gelten kann. Sie sprechen S. 153 den Wunsch aus: „O „wenn Gott den protestantischen Frauen die Gnade geben wollte, „dies zu begreifen, so würde keine einzige in Babel zurückbleiben." Ich glaube, daß es manche Frauen in der protestantischen Kirche geben mag, die innerlich so sehr Ihnen gleichen, so sehr gleich Ihnen sich nach einem Faulbett des Gewissens sehnen, daß sie Ihrem Rufe freudig Folge leisten werden. Und solche los zu werden, wollen wir froh sein. Ich setze Ihrem Wunsche jedoch den anderen entgegen: O wenn Gott allen Männern und Frauen, die den schmalen Weg, der zum Frieden führt, noch nicht kennen, die Gnade eines geängsteten und zerschlagenen Herzens geben

wollte, vor allem Ihnen, Frau Gräfin! daß sie den Einen Heilsweg fänden und wandelten. Möchten sie dann, meinethalben in der römischen Kirche bleiben, so lange sie es dort ertragen können und so lange sie dort ertragen werden. Daran liegt mir nichts, da die Kirche nicht Zweck, sondern nur Mittel ist. Genug, wenn die Wahrheit ihre Kinder frei macht.

Aber noch eine Frage, Madame! Wo ist Babel?

Wo ist Babel? Wenn Sie der evangelischen Kirche die Ehre anthun, sie „Babel“ zu betiteln, so haben nicht wir allein, so hat auch der Apostel Petrus, welcher ein Eheweib mit sich herumführte (1. Cor. 9, 5) und der priesterlichen Jungfräulichkeit ermangelte, so hat auch der Apostel Paulus, welcher die Rechtfertigung aus dem Glauben lehrte, sich bei Ihnen für solche Ehre zu bedanken. Sie scheinen aber wohl selbst etwas an babylonischer Sprachverwirrung zu kränkeln, da Sie dem Namen Babel eine so seltsame Anwendung geben.

Und auch sonst ist Ihre Sprache ziemlich babylonisch. Sie mischen Ihren alten pantheistischen Romanenstil mit neuen Lappen römischer Kirchlichkeit, ja Sie mischen Ihre alten Anschauungen und Phantasien selber mit Ihrem Neuerlernten in der That bunt genug durcheinander. Ich kann nicht umhin, Sie an einige Proben Ihres classischen Stiles zu erinnern. S. 124 finden wir wenige Zeilen nacheinander die Hauptwörter: „Wüste“, „Palmenhain“, „Menschwerdung Gottes“, „Vitalpunkt des Glaubens“, „Aktien und Champagner“, „Anstrengung für die Wiedergeburt“, „himmlische Aspirationen“. S. 145 schreiben Sie: „Die Gnade „ist keine Zauberruthe, mit der man Tischlein deck' dich sprechen „könnte. Der Mensch ist nicht eine Ampel von Alabaster, er ist „ein gar grober Thon.“ Dieser classisch-romantisch-phantastisch-bombastische Bilderreichthum ist aber noch nichts gegen die übersprudelnde Fülle, welche Sie S. 32 f. entwickeln. Hier haben Sie auf 39 weitgedruckten kurzen Zeilen folgende Substantiva in sechs nicht gar große Perioden zusammengeschweißt: Sammt, Gold,

Leichentuch, Purpur, Genie, Kunstschöpfung, geliebtes Herz, Flügel, hohes Glück, Glück und Genie, Liebe, Schönheit, Sternenhimmel, Sargdecke, Silberthränen, Marmorstatue, Steinklumpen, Gemälde, Herz, Sehnsucht, Blitz, Schwert, Vernichtung, Trauerlied, Flor, Geisterschrift, Perserkönig, Kerzen, Fanfaren, Blumen und Kränze — und die Bewunderung vor Ihrem Genius muß noch steigen, wenn ich dem Leser der Wahrheit gemäß versichere, daß er an dem Gedankengange gar nichts verliert, wenn die Bindewörter ausgelassen werden!

Doch eine solche classisch-babylonische Mischung von Sinn und Unsinn ist noch unschuldig und leicht erträglich im Vergleich mit der raffinirten Mischung von Wahrheiten und Entstellungen, wovon ich bereits mehrere Proben zu geben Gelegenheit hatte. Denken Sie nur an jene Stelle über die Trauer- und Lichtseite des Todes Christi! Wo man Wahrheit und Lüge untereinandermischt, wo man die Wahrheit durch Lüge vergiftet und unkräftig macht, wo man die Sünde und Unbußfertigkeit hüllt in den Schein der Gottseligkeit und Bekehrung, da ist Babel.

Wo ist Babel? — Wir „Protestanten" beantworten auch diese Frage nicht nach Gutdünken, sondern nach Leitung der heiligen Schrift. Die Offenbarung Johannis stellt uns dar eine der Kirche des Herrn feindliche Macht der Finsterniß. Diese Macht erscheint unter dem Bild eines Thieres mit sieben Häuptern, deren eines zehn Hörner trägt. Die sieben Häupter sind (nach Offenb. 17, 9 ff.) sieben aufeinanderfolgende Weltmächte oder Weltreiche, welche nacheinander dem Fürsten dieser Welt dienen. Als Johannes sein Gesicht hatte, waren fünf dieser Weltreiche (Assyrien, Babylonien, Persien, Macedonien, Syrien) schon vergangen (V. 10): das sechste, das römische Cäsarenreich bestand eben noch; ein siebentes Reich sollte noch kommen; dann sollte eines der Sechse wiederkommen als antichristische Macht, verbündet mit zehn gleichzeitigen Reichen, welche (V. 12) durch die Hörner bedeutet werden, und schon im Gesichte des Daniel (Kap. 7) als zehn Hörner (und Kap. 2 als zehn Zehen) dargestellt werden.

Aber dies Thier erscheint nicht zu allen Zeiten in gleicher Weise. Offenb. Kap. 12 tritt es auf als ein feuerrother Drache, der dem Kinde, Christo, und der Tochter Zion, die dasselbe gebo-

ren, Tod bereiten will. Hier trägt es die Kronen noch auf den Häuptern; es ist die heidnische römische Weltmacht. Kap. 13 erscheint dasselbe Thier als ein aus dem bewegten Völkermeere (vgl. mit 13, 2 die Stelle 17, 15) aufgestiegenes, buntscheckiges Thier, voll Lästerung auf den Häuptern. Es trägt jetzt die Kronen auf den zehn Hörnern; es ist also die abendländische Weltmacht, wie sie nach der Völkerwanderung auf die vielen einzelnen Reiche überging, welche aus den Trümmern des römischen Reiches entstanden sind, — nach Dan. 2 aus Eisen und Lehm, romanischen und germanischen Elementen gemischt. Durch diese Hörner gestärkt, hebt sich das zum Tode verwundete Thier, die römische Cäsarenmacht, von neuem wieder (Offenb. 13, 3) und in neuer Gestalt — als das heilige römische Reich. Zwei und vierzig Monate (V. 5) oder 1260 Tage ist die Gesammtdauer dieser (in doppelter Gestalt auftretenden) abendländischen Weltmacht; es ist dies (nach Kap. 12, 6) die ganze Zeit zwischen Christi Himmelfahrt (12, 5) und dem Anfang seiner Wiederkunft (12, 6—10).

Und diesem Thier, dem römischen Reich, und zwar dem römischen Reich in seiner zweiten, mittelalterlichen Gestalt, kommt nun (13, 11 ff.) zu Hülfe ein anderes Thier, das sieht aus wie ein Lamm, redet aber die Sprache des Drachen, der alten Schlange, der Verführerin. Es verführt die Menschen zur Abgötterei und Menschenvergötterung (denn das ist der alte Inhalt der Schlangensprache: ihr sollt sein wie Gott.) Es thut falsche Wunder, giebt vor, daß es das Feuer Gottes vom Himmel niederfallen mache auf seine Altäre (V. 13), richtet Bilderdienst ein (V. 16), und hilft, daß die Welt sich beuge unter die Macht Roms und zwar des wiedererstandenen Roms, des Rom nach der Völkerwanderung (V. 12).

Dies Thier wird Kap. 14, 8—9 „Babel" genannt. Wo sollen wir es suchen? Es hat die Gestalt des Lammes, Christi, des Christenthums; aber es redet Worte der Verführung. — —

Die große Masse wird dem Thiere vertrauen, wird vielleicht auch meinen, mit Hülfe des Thieres die Mächte des Unglaubens und der Revolution überwinden zu können. Die Könige auf Erden werden „Hurerei treiben mit dem Thier" (Offenb. 18, 3) und ihm ihre Kraft und Macht zum Dienste geben (Offenb. 17, 13).

Die Großen der Erde werden nicht fragen: Was sagt Gottes Wort? Was ist Wahrheit? sondern sie werden nur fragen: Was dünket uns klug? und es wird sie klug und weise dünken, das Thier zu unterstützen und die Wahrheit dem Thiere zu Liebe zu unterdrücken, in dem Wahne, mit Hülfe dieses Thieres die Mächte der Empörung bändigen zu können. Aber wer das glaubt, der sehe zu, daß er sich nicht täusche!

Noch einmal erscheint dasselbe Thier Kap. 17, auf seinen sieben Hügeln (17, 9). Aber es ist eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Die große Babel ist nicht mehr das Thier selbst; sondern sie thront in Gestalt eines Weibes auf dem Thiere (V. 3—5). Sie an sich selbst ist wehrlos, ist keine Weltmacht mehr; sie wird nur getragen von den Mächten dieser Welt, so lange diese ihrer bedürfen. Aber schon ist das Gift ihrer Lästerung und der Verführung von Gott und der Menschenvergötterung und der Empörung gegen Gott, welche nicht fragt: „Was gebeut Gottes Wort?" — schon ist sie herabgedrungen bis in die untersten Schichten; nicht mehr die Häupter, sondern das ganze Thier ist bedeckt mit Namen der Lästerung (V. 3); es wird nicht mehr Ein Mensch vergöttert; die Masse vergöttert sich selbst. Es empört sich nicht mehr Ein Mensch gegen Gott, sondern die gesammte Masse empört sich wider alles, was Ordnung Gottes ist. Von dem Blute der Heiligen, das Babel vergossen hat, ist Babel trunken worden (V. 6); jetzt ist die Reihe des Blutvergießens an das Thier gekommen; denn dies Thier ist (V. 3) blutfarben und trägt keine Kronen mehr. Es ist die rothe Republik. Das Thier empört sich (V. 16 ff.) gegen das Weib, das so lang auf ihr thronte; die rothe Republik soll in Gottes Hand das Werkzeug des Gerichtes über Babel sein, und Babel soll werden (18, 2) eine Behausung der unreinen Geister. Dann wird ein Reich des Communismus aufkommen (18, 11—19), wo aller Handel und aller Luxus und alle Civilisation aufhören wird. Die Heiligen Gottes werden mittlerweile an ihren Stirnen versiegelt sein (7, 3 ff.); die Gemeinde des Herrn — ausgegangen von Babel nach Gottes Ruf (18, 4) — wird sich zur Hochzeit des Lammes bereiten (19, 8) und der Herr wird plötzlich, wie ein Dieb

in der Nacht, sichtbar vom Himmel erscheinen, dem Reiche des blutrothen Thiers ein Ende zu machen (19, 11—21).

Wehe also, wer mit dem Weibe bestehen will gegen das Thier und seine Hörner! Zweimal bereits hat die Weltgeschichte in präludirenden Akkorden die Empörung des Thieres gegen das Weib gehört und geschaut; zweimal bereits ist die große Stadt auf den sieben Hügeln für kürzere Zeit die Behausung der unsaubern Geister geworden; sind das nicht Fingerzeige von oben?

Wohl dem Menschen, der sich auf den Herrn Herrn verlässet und Seinem Worte gehorcht! Wohl auch Ihnen, wenn Sie sich zu ihm bekehren! Denn Sein Wort ist ein Hammer, der auch Felsen zerschmeißet. Himmel und Erde werden vergehen; Seine Worte aber werden nicht vergehen. Amen.

